

Die Gleichheit

Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen

Die „Gleichheit“ erscheint alle vierzehn Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfennig, durch die Post vierteljährlich ohne Postgebühr 35 Pfennig; unter Kreuzband 85 Pfennig. Jahres-Abonnement 2,60 Mark.

Stuttgart den 8. Februar 1905

Zuschriften an die Redaktion der „Gleichheit“ sind zu richten an Frau Clara Zetkin (Zunbelt), Wilhelmshöhe, Post Vegerloch bei Stuttgart. Die Expedition befindet sich in Stuttgart, Furtach-Strasse 12.

Gedenket der kämpfenden Bergarbeiter und ihrer Familien!

Inhalts-Verzeichnis.

Die Revolution in Rußland. Von Rosa Luxemburg. — Vom Wert. II. Von Julian Borchardt. — Louise Michel. Von W. Holzamer-Paris. — Der Kampf der Bergarbeiter im Ruhrrevier. — Aus der Bewegung: Von der Agitation. — Zeitschrift für die Interessen der jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen. — Die Haltung der Frauen beim Bergarbeiterstreik. — Politische Rundschau. Von G. — Gewerkschaftliche Rundschau. — Notizen: Vom italienischen Gewerkschaftskongress. — Soziale Gesetzgebung. — Frauenarbeit auf dem Gebiet der Industrie, des Handels und Verkehrs. — Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen. — Frauenstimmrecht. — Dichtung. — Feuilleton: Die Schmerzenden. Von Ada Negri. (Gedicht.) — Im Armenhause. Von Ada Christen. (Schluß.)

Die Revolution in Rußland.

Die erste revolutionäre Massenerhebung des russischen Proletariats gegen den Absolutismus, am 22. Januar in Petersburg, ist von der Knutenregierung „siegreich“ niedergeworfen, das heißt im Blute Tausender wehrloser Arbeiter, im Blute der hingemordeten Männer, Frauen und Kinder des Volkes ersüßt worden. Es ist sehr wohl möglich, daß — wenigstens in Petersburg selbst — für den Augenblick eine düstere Ruhepause in der revolutionären Bewegung eintritt. Die Sturmwellen fluten nun von Petersburg, vom Norden, über das ganze Niesenreich herunter und erfassen nacheinander alle größeren Industriestädte Rußlands. Wer einen Sieg der Revolution auf einen Schlag erwartete, wer sich jetzt, nach dem „Sieg“ der Blut- und Eisenpolitik, in Petersburg je nach der Parteilage einer pessimistischen Niederlagen oder einem vorzeitigen Jubel über die Wiederherstellung der „Ordnung“ hingeben wollte, der würde nur beweisen, daß die Geschichte der Revolutionen mit ihren inneren ehernen Gesetzen für ihn ein Buch mit sieben Siegeln geblieben ist.

Es dauerte eine Ewigkeit — wenigstens gemessen an der revolutionären Ungeduld und an den Qualen des russischen Volkes — bis unter der jahrhundertalten Eisdecke des Absolutismus das Feuer der Revolution zur hellen Höhe entfacht wurde. Es mag und wird sicher eine ganze lange Periode furchtbarer Kämpfe dauern, mit abwechselnden Siegen und Niederlagen des Volkes, die unzählige Opfer kosten, bis die mordlustige, noch in ihrem Berenden schreckliche Bestie des Absolutismus endgültig niedergeschlagen wird. Wir müssen uns auf eine nach Jahren, nicht nach Tagen und Monaten zählende Revolutionsepoche in Rußland gefaßt machen, ähnlich der großen französischen Revolution.

Und doch — alle Freunde der Zivilisation und der Freiheit, das heißt die internationale Arbeiterklasse kann jetzt schon jubeln aus vollem Herzen. Die Sache der Freiheit ist jetzt schon in Rußland gewonnen, die Sache der internationalen Reaktion hat jetzt schon am 22. Januar auf den Straßen Petersburgs ihr blutiges Jena erlebt. Denn an diesem Tage hat zum erstenmal das russische Proletariat als Klasse die politische Bühne betreten, zum erstenmal ist endlich auf dem Kampfplatz diejenige Macht erschienen, die allein geschichtlich berufen und imstande ist, den Zarismus in den Staub zu werfen und in Rußland, wie überall, das Banner der Zivilisation aufzupflanzen.

Der Kleinkrieg gegen die russische Alleinherrschaft dauert schon fast ein Jahrhundert. Bereits 1825 gab es in Petersburg eine Revolte, getragen von der Jugend der höchsten Aristokratie, von Offizieren, die an den Ketten des Despotismus zu rütteln versuchten. Die Denkmäler dieser fehlgeschlagenen, grausam niedergeworfenen Erhebung sind heute noch zu finden in den Schneefeldern Sibiriens, wo Dutzende edelster Opfer auf ewig begraben wurden. Geheime Verschwörungsgesellschaften und Anschläge erneuerten sich in den fünfziger Jahren, und wieder triumphierte bald die „Ordnung“ und Knute über die Schar der verzweifelten Kämpfer. In den sechziger Jahren bildete sich eine starke Partei der revolutionären Intelligenz, die, auf die Bauernmasse gestützt, vermittelst systematischer terroristischer Anschläge auf die Zaren einen politischen Umsturz herbeiführen wollte. Es stellte sich

jedoch bald heraus, daß die damalige Bauernmasse ein trübes, ganz ungeeignetes Element für revolutionäre Bewegungen war. Ebenso erwies sich die Beseitigung der Zaren als eine ganz ohnmächtige Waffe, um den Zarismus als Regierungssystem zu beseitigen.

Nach dem Niedergang der terroristischen Bewegung in Rußland in den achtziger Jahren bemächtigte sich der russischen Gesellschaft, wie der Freunde der Freiheit in Westeuropa, für eine Weile eine tiefe Niedergeschlagenheit. Der Eisblock des Absolutismus schien unerschütterlich, die sozialen Zustände in Rußland schienen hoffnungslos zu sein. Und doch setzte gerade in diesem Augenblick in Rußland diejenige Bewegung ein, deren Ergebnis der 22. Januar dieses Jahres werden sollte — die sozialdemokratische.

Es war ein ganz verzweifelter Gedanke des russischen Zarismus, nach der schweren Niederlage im Krimkrieg, seit den sechziger Jahren den westeuropäischen Kapitalismus nach Rußland zu verpflanzen. Der bankrotte Absolutismus brauchte jedoch zu fiskalischen und militärischen Zwecken Eisenbahnen und Telegraphen, Eisen und Kohle, Maschinen, Baumwolle und Tuch im Lande. Er zog den Kapitalismus mit allen Mitteln der Volksplünderung und der rücksichtslosen Schutzzollpolitik groß und — grub sich damit unbewußt mit eigenen Händen das Grab. Er pflegte liebevoll die Kapitalistenklasse und ihre Ausbeutung — und züchtete damit Proletariat und ihre Empörung gegen die Ausbeutung und Unterdrückung.

Die Rolle, zu der sich das Bauerntum untauglich erwies, wurde zur historischen Aufgabe der städtischen, industriellen Arbeiterklasse in Rußland; diese Klasse wurde zum Träger der freiheitlichen und revolutionären Bewegung. Die unermüdete unterirdische Aufklärungsarbeit der russischen Sozialdemokratie hat in Rußland in zwanzig Jahren fertig gebracht, was ein Jahrhundert heldenmütigster Revolten der Intelligenz nicht vermocht hatte: die alte Zwingburg des Despotismus in ihren Grundfesten zu erschüttern.

Nun können alle oppositionellen und revolutionären Kräfte der russischen Gesellschaft in Wirkung treten: die elementare, unklare Bauernempörung, die liberale Unzufriedenheit des fortschrittlichen Adels, der Freiheitsdrang der gebildeten Intelligenz, der Professoren, Literaten, Advokaten. Sie alle können nun, gestützt auf die revolutionäre Massenbewegung des städtischen Proletariats und hinter ihm herschreitend, ein großes Heer Kämpfender, ein Volk gegen den Zarismus führen. Aber die Macht und die Zukunft der revolutionären Bewegung liegt einzig und allein im klassenbewußten russischen Proletariat, wie dieses allein es versteht, zu Tausenden auf dem Schlachtfelde der Freiheit das Leben zu opfern. Und mag im ersten Augenblick die Leitung der Erhebung in die Hände zufälliger Führer geraten, mag die Erhebung von allerlei Illusionen und Traditionen äußerlich getrübt sein, — sie ist doch nur ein Ergebnis der enormen Summe der politischen Aufklärung, die in den letzten zwei Jahrzehnten durch die sozialdemokratische Agitation von Frauen und Männern unsichtbar in den Schichten der russischen Arbeiterklasse verbreitet worden ist.

In Rußland, wie in aller Welt, liegt nun die Sache der Freiheit und des sozialen Fortschritts in den Händen des klassenbewußten Proletariats. Sie ist gut aufgehoben!

Rosa Luxemburg.

Vom Wert.

II.

Werfen wir jetzt einen Rückblick auf die Sätze, die wir bisher über Wert, Preis und Geld gefunden haben, so sehen wir, daß sie samt und sonders sich auf den Tausch beziehen. Existiert der Wert nur im Tausch und gibt es anderswo als im Tausch keinen Wert?

Wiederholt war bereits davon die Rede, daß in früheren Zeiten der Geschichte kein Tausch stattfand, weil jeder selbst produzierte (herstellte), was er brauchte. Konnte damals in den Köpfen der Menschen der Begriff „Wert“ sich bilden? Konnte jemand auf den Gedanken kommen, zu fragen, wie

viel ein Gegenstand wert sei? Offenbar nicht. Wenn jemand zum Beispiel einen Tisch zu eigenem Gebrauch gezimmert hat und nicht daran denkt, ihn zu verkaufen, weil eine derartige Sitte überhaupt nicht existiert, da jeder, der einen Tisch braucht, ihn sich selbst macht, dann kann auch keine Rede davon sein, daß jemand sich den Kopf darüber zerbricht, wieviel der Tisch wert sei. Diese Frage taucht erst auf, wenn man den Tisch verkaufen will, denn dann muß man wissen, wieviel andere Gegenstände man für den Tisch fordern soll. Erst dann also bekommt der Tisch Wert. — In einer Gesellschaft also, die nicht kauft noch verkauft, gibt es auch keinen Wert.

Doch wie? Sollte der Tisch nicht dennoch Wert haben? Stellen wir uns vor, eine Familie habe bis dahin keinen Tisch besessen und diesen Mangel oft lästig empfunden. Endlich haben Vater und Söhne sich an die Arbeit gemacht und den Tisch gezimmert. Nun ist er da. Wird nun nicht die Familie sagen: Dieser Tisch hat einen großen Wert für uns? — Kein Zweifel, daß sie das tun wird.

Wie ist denn nun die Sache? Existiert der Wert in einer solchen Gesellschaft oder existiert er nicht? Gibt es Wert nur beim Tausch oder auch, wo nicht getauscht wird?

Ein wenig Geduld und gespannte Aufmerksamkeit wird das Rätsel lösen. —

Wenn jemand einen Tisch verkaufen will, so gilt der Satz: der Tisch ist 20 Mark wert, oder auch: der Tisch ist drei Hammel wert.

Wenn er ihn dagegen nicht verkaufen, sondern in eigenem Gebrauch nehmen will, so sagt er vielleicht: der Tisch hat einen großen Wert für mich.

In beiden Fällen wird das Wort „Wert“ gebraucht. Aber hat es beidemal denselben Sinn? — Das erstemal bezeichnet es die Anzahl anderer Gegenstände, die man im Tausch für den Tisch bekommt; das zweitemal drückt es aus, daß der Tisch dem Besitzer nützlich ist. Zwei ganz verschiedene Dinge.

Der Unterschied zeigt sich schon äußerlich auf den ersten Blick. Das erstemal hat der Wert eine ganz bestimmte Menge. Es kann und es muß sogar angegeben werden, wieviel der Tisch wert ist. Nichts dergleichen das zweitemal. Wohl sagt man, daß ein Tisch ein nützlicher oder weniger nützlich sei als ein anderer Gegenstand (was übrigens auch nur eine Ungenauigkeit des gewöhnlichen Sprachgebrauchs ist). Aber man kann keine Menge angeben, man kann nicht sagen, um wieviel der eine Gegenstand den anderen an Nützlichkeit übertrifft. Mit einem Wort: man kann den Wert, soweit er die Nützlichkeit eines Gegenstandes bedeutet, nicht in Zahlen angeben. Das kann man aber, und das muß man sogar, wenn es sich darum handelt, den Wert im Verkauf anzugeben.

Die große Verschiedenheit der beiden Arten Wert erhellt noch aus anderen Überlegungen. Der Wert eines Gegenstandes, der seine Nützlichkeit bedeutet, kann für jeden Menschen ein anderer sein. Derselbe Tisch, der für den einen den allergrößten Wert (im Sinne von Nutzen) hat und ihm vielleicht unentbehrlich ist, kann für seinen Nachbar ganz überflüssig und deshalb wertlos sein. Dagegen der Wert eines Gegenstandes, der sein Tauschverhältnis bezeichnet (und der bei den zivilisierten Völkern heutzutage immer im Preis ausgedrückt wird), der ist ein und derselbe für jedermann. Ist der Tisch einmal 20 Mark wert, so ist er es für jedermann. Wer den Tisch kaufen will, muß 20 Mark zahlen, ganz gleich, ob der Nutzen des Tisches für ihn groß oder klein ist.

Es ist also klar, daß das Wort „Wert“, wenn es den Nutzen bezeichnet, den der Gebrauch eines Dinges bringt, einen ganz anderen Sinn hat, als wenn es das Tauschverhältnis eines Gegenstandes bezeichnet. Für zwei verschiedene Begriffe muß man auch zwei verschiedene Worte anwenden. Deshalb nennt man in der Volkswirtschaftslehre das eine, nämlich den Nutzen, Gebrauchswert, und das andere, nämlich das Tauschverhältnis, nennt man Tauschwert.

Der Tauschwert natürlich existiert nur im Tausch. Wo nicht gekauft und verkauft wird, da gibt es auch keinen Tauschwert. Das Wort bedeutet ja nur die Anzahl Gegenstände, die man im Tausch bekommt. Der Gebrauchswert dagegen hat mit dem Tausch nichts zu tun. Hat ein Gegenstand Gebrauchswert (das heißt Nützlichkeit) für den Menschen, so hat er ihn immer, ganz gleichgültig, ob er ausgetauscht wird oder nicht. — Dinge, die keinen Gebrauchswert haben, das heißt die der Mensch zu nichts verwenden kann, wird natürlich niemand kaufen. Folglich haben sie auch keinen Tauschwert, und wir können als allgemeine Regel den Satz

austellen: ohne Gebrauchswert kein Tauschwert. — Das Umgekehrte gilt nicht. Gerade dadurch, daß wir Gegenstände fanden, die Gebrauchswert, aber keinen Tauschwert hatten, wurden wir ja auf den doppelten Sinn des Wortes Wert aufmerksam.

Der Unterschied zwischen Gebrauchswert und Tauschwert ist so wichtig, daß wir noch ein wenig dabei verweilen müssen.

Wir hatten festgestellt, daß der Tauschwert eine Quantität (Menge) ist. Der Gebrauchswert dagegen hat nichts mit Quantität zu tun. Ein Gegenstand ist uns nützlich oder unnützlich; er hat Gebrauchswert oder hat keinen. Aber er kann nicht mehr oder weniger Gebrauchswert haben. Der Gebrauchswert ist eine Qualität (das heißt eine Eigenschaft) der Dinge. Allerdings spricht man im Leben oft von mehr oder weniger Gebrauchswert. Aber das ist, wie bereits bemerkt, nur eine Ungenauigkeit der gewöhnlichen Sprache. Wenn zum Beispiel jemand sagt, ein Wertfisch sei ihm nützlicher als ein Schreibtisch, meint er da wirklich, in dem Wertfisch stecke „mehr“ Nutzen als im Schreibtisch? Ganz gewiß nicht. Sondern er will nur ausdrücken, die Nützlichkeit des Wertfisches sei von anderer Art als die des Schreibtisches, und die erstere passe für seinen Gebrauch, die letztere nicht. Also nicht von verschiedenen Mengen Nützlichkeit ist die Rede, sondern von verschiedenen Sorten. Der Gebrauchswert ist eine Qualität der Dinge, die man niemals in Zahlen ausdrücken kann.

Verschiedene Waren unterscheiden sich immer dadurch, daß sie verschiedenen Gebrauchswert haben. Der Unterschied zwischen Tisch und Glasvase besteht gerade in ihrem verschiedenen Gebrauchswert. Dagegen können sie sehr wohl den gleichen Tauschwert haben. Kostet der Tisch 20 Mark, so hindert das nicht, daß die Vase ebensoviel kostet. Ja mehr noch: sollen zwei Waren miteinander ausgetauscht werden, so müssen sie verschiedenen Gebrauchswert und gleichen Tauschwert haben. Wer einen Tisch verkauft, will nicht einen gleichen Gebrauchswert, das heißt wieder einen Tisch derselben Art dafür haben, sondern eine andere Ware von verschiedenem Gebrauchswert. Dagegen soll sie denselben Tauschwert haben wie der Tisch. So zeigt die Beobachtung des einfachsten Handelsgeschäftes, welche ein wichtiger Unterschied besteht zwischen Gebrauchswert und Tauschwert.

Julian Borchardt.

Louise Michel.

Louise Michel ist gestorben. Ihr Ende war längst vorausgesehen. Ihre letzte Krankheit im vorigen Winter hatte sie sehr geschwächt. Sie war nur noch ein Schatten nach ihr, ein Skelett. Ich habe sie damals gesehen, habe sie sprechen hören, es war ihre letzte Rede in Paris, und so ist mir ein Eindruck geblieben. Dieser Eindruck: wie der Leib nicht erliegen kann, wenn der Geist widersteht, wenn der Wille ihn beherrscht und die Begeisterung ihm stärkere Kräfte zuführt, als Nahrung und Medikamente dies vermögen. Hinter Louise, man nannte sie nur Louise, stand der Tod. Er hatte nach ihr gegriffen, aber sie hatte ihm gewehrt, und er hatte gehen müssen. Man sah die weiße Greisin an und konnte nicht glauben, daß sie noch leben könnte, daß sie sich nur noch eine Minute aufrecht halten könnte, wenn sie so da stand. Und wenn sie die ersten Worte sprach, dann kroch es einem ans Herz, ein furchtbares Gefühl, ein Bangen, ein Mitleid. Sie war ja viel zu schwach, viel zu krank, viel zu zermürbt von all den Leiden ihres Lebens, von all dem tapferen Erbulden ihres politischen Märtyrertums, um das nur noch einen Satz lang aushalten zu können. Aber sie sprach den Satz. Ehe man nur zu Ende gekommen war, über ihre Zerfallenheit und Gebrechlichkeit nachzudenken, hatte sie den Satz gesprochen. Und ein anderer war gefolgt, und andere folgten. Da war das Bangen und Bedauern ausgelöscht, da hielt man still im Banne dieses Sprechens. Da zündete dieser mächtige Wille, diese Begeisterung, die leidtragende Kraft, die noch nicht zu Ende war und nicht fühlte, daß all das äußere Leid — Verfolgung, Kerker, Krankheit —, das vorüber war, durch ein anderes nun ersetzt war, ein inneres, unerbittliches: das Alter. Und diese Kraft bezwang das Alter.

Louise hatte gar nichts Posterendes. Fast unbemerkt war sie in den Saal gekommen. Niemand hatte sie erkannt. Sie weilte schon längere Zeit auf dem Podium, ganz im Hintergrund auf einem Stuhle förmlich kauern. Das „Bureau“ konstituierte sich. Mitten im Wahlat hieß es plötzlich: „Das ist sie!“ Und nun wurde ihr eine verpölkete, aber schallende Ovation dargebracht. Sie blieb auf ihrem Stuhle kauern und nickte mit dem Kopfe. Ganz schwach und müde. Der Präsident eröffnete die Versammlung. Dann kam Louise von hinten hervor. Langsam, müde, zerfallen. Sie kam von „den Pforten des Todes“ her. Und so ärmlich sah sie aus. Ein sehr einfaches schwarzes, verschossenes Kleidchen in altmodischem Schnitt, ein kleines Kapottchen auf dem grauen Kopfe, das Haar dünn über die Schläfen gestrichen. Es wurden ihr Erfrischungen angeboten, sie lehnte alles ab. Sie stand da. Es war, als müsse sie warten. Und nun schlüpfte die linke Hand unter dem Rundragen ihres Kleides heraus und griff nach der Zwiderschnur. Sie zog einmal auf, einmal ab. O, was für eine weiße Hand! Dick und blau die Adern. Ganz zerpflügt. Ein leises Zittern in ihr. Ein Zittern, das sich verbergen will. Darum zieht sie an der Zwiderschnur auf und ab. Und richtig, sie packt's. Die Hand ist ganz ruhig. Sie hat die einleitenden Sätze gesprochen. Die Gedanken wachsen nun in den Worten, die Worte wachsen nun in den Gedanken. Der Mund wird breit und gierig. Graufam fast. Aber er läßt sich nicht gehen. Die blutleeren Lippen fassen sich immer wieder zu-

sammen. Das Seelische allein ist's nicht, das diese Energie entwidet im Spiel dieses Mundes, es ist wohl auch das Bestreben der deutlichen Aussprache, denn dem Munde fehlen die Zähne. Und nun ist die geballte Linke unter dem schwarzen Kragen hervorgeschossen. Eine feste Kraft ist in ihr, eine feste Kraft in dem Arme, der jetzt einen geraden kurzen Schlag nach unten führt. Und die Rechte hat sich ausgestreckt. Mit erregtem Zittern weist ein langgestreckter Zeigefinger. Die Stimme ist ein paar Töne höher, aber rauher, stärker, man fürchtet ihr Umschlagen nicht. Das Blut ist durch den wellen, dünnen Hals in die Schläfe geschossen. Die Nasenflügel zittern. So mag sie vor den Richtern in Versailles gestanden haben, so mag sie Recht gefordert, ihre Verurteilung verlangt, die Richter insultiert haben. Einen Moment lang ist diese alte, gebrochene Frau eine junge Furie, bezwingend von dieser Schönheit und packenden Gewalt, die der Mensch hat, wenn er sich in der Leidenschaft für eine große Sache ganz hingibt. Sie hatte den Tod gefordert in Versailles damals, ihre Richter hatten es nicht gewagt, sie dazu zu verurteilen. Sie kam nach Neu-Caledonien. O, sie ist viel schwächer und älter nun, und auch ihre Züge sind nicht mehr so herb und männlich, aber sie imponiert dennoch.

Nun ist sie wieder ruhiger geworden, und in ihren Augen ist wieder diese große Güte, dieses gütige Weibsein, das ihr eigen war. Sie erzählt gelassen. Es ist alles Milde in ihr. Sie ist ganz Weib und Hingebung. So hat sie wohl als Deportierte die Kinder der Verbrecher unterrichtet, eine gute Lehrerin und Mutter, die die Menschenliebe lehrte und die Tapferkeit und den Opfermut zur Freiheit. Nichts in aller Milde nimmt ihr etwas von ihrer Energie. Eine ganze Stunde steht sie schon da und spricht, aber sie scheint nicht ermüdet. Sie scheint nur schwach und gebrechlich. Sie hat die Ausdauer alter Leute, die nicht alt sein wollen. Sie hat noch viel zu sagen, sie wird es alles noch sagen. Nun hat sie sich abermals erregt, sie läßt ihrer Erregung ganz freien Lauf, sie kostet sie förmlich selbst aus. Dann atmet sie schwer, und spricht ruhig weiter.

Und alles ist Bewunderung. Die Versammlung besteht nur aus Arbeitern und Arbeiterinnen, sie schätzen die Arbeit, die diese Frau da oben leistet. Begeisterte Zurufe danken ihr. Sie sitzt hinten, ganz hinten in der Ecke, ganz klein auf ihrem Stuhl gekauert und nicht mit dem Kopfe. Sie dankt, aber sie lächelt nicht einmal. Und sie tritt nicht vor. Für so etwas verschwendet sie sich nicht.

Was Louise Michel sprach, will ich nicht analysieren. Der Franzose hat ein Wort dafür statt jeder Analyse. Er nennt das: dilettantisme, Dilettantismus, in einem besonderen Sinne. Vom Standpunkt der Prinzipien aus, von der geraden Logik politischer Anschauung aus war es wohl Dilettantismus. Aber es hatte mit ihnen dies Höchste gemeinsam: Freiheit, Menschenrecht, und dies Höchste hatte es nicht als Phrase: ein schweres Leben zeugte dafür, es war Tat. Und in dieser Tat war Jugend, die Jugend, die in ihren Worten nun lag, die den wellen Körper belebte, die ihm die Ausdauer für eine anderthalbstündige Rede gab. Es lag darin der Mut der Märtyrer, der Idealismus der Überzeugung, die Freudigkeit des Erduldens. Es lag Glaube darin und Sieg, Überwindung, die keine Vergeltung will, die verzeiht, die aber auch warnt. Wo diese Warnung kein Gehör fand, da wurde sie anklagend, da drohte sie. Da drohte sie furchtbar, mit erschütternden Worten. Es rief nicht Rache, es rief Revolution. Louise Michel war die „rote Jungfrau“, wie sie genannt wurde. Und dann stand sie da als die Persönlichkeit, die sich ganz einer Sache hingibt, die sich für ihre Überzeugung in die Schanze wirft und sich opfert. Sie war alt geworden, sie forderte nicht mehr Blut. Sie hatte in ihrem Leben so grauam viel Blut fließen sehen, so viel unrecht, frevelhaft vergossenes Blut, sie rief nicht nach den Häuten und Waffen, sie rüttelte den Geist auf. Sie appellierte an den Einzelnen gegen all die kleinen Freigebheiten, Schwächen und Nachgiebigkeiten, gegen die kleinen Gelegenheiten, wo der ganze Einsatz der Persönlichkeit verkümmert worden, wo der Einzelne kein Ganzer gewesen war mit mutiger, rücksichtsloser Selbsttreue, wodurch er der Gesamtheit am schwersten geschadet, wodurch er die Gesamtheit in sich verraten und preisgegeben hatte. Sie appellierte besonders an die Frauen und Mütter, an ihren Einfluß auf den Mann, sein geistiges und politisches Leben, an ihren Einfluß auf die Erziehung der Kinder. Sie packte die starke Hand der Kirche am Gelenk, ihr geraubtes Jugend-, Geistes- und Freiheitsgut wieder zu entreißen. Die Gesamtheit wird erst frei, wenn sie nur aus Freien besteht, aus Freien, die in keinem Augenblick der Schwäche, des Interesses, und sei dieses auch momentan ein noch so großes, die Rechte und Forderungen ihres Freiheitskampfes vergessen oder gar preisgeben, sich selbst zur Verachtung, den anderen zum schlechten Beispiel, der Gesamtheit eine empfindliche Wunde, denen aber, die die Macht haben, ein Triumph, eine neue Möglichkeit ihres Angreifens, eine Herausforderung dazu.

So sprach Louise Michel, und sie schilderte die Freiheit, die Menschlichkeit. Sie schilderte die Leiden der Unterdrückten und die Greuel der Unterdrücker. Sie fand zündende Worte. Es fehlte wohl der große Zug in ihren Ausführungen, aber sie hatten das Packende der Einzelheiten. Und diese Einzelheiten wuchsen zu einer wirklichen Größe an, wenn man sie in Beziehung brachte zu der, die sie sprach, zu diesem Leben, aus dem sie gewonnen worden. Da erschien das Wort von einer stärkeren Tragkraft, von einem volleren Inhalt, als ihm zu eigen war, da erschien es poetisch. Auch darin, in ihrer Sprache, war Louise Michel eine Dilettantin. Wieder im französischen Sinne. Das heißt etwa, sie war eine verkappte, richtiger, eine zu schwache Dichterin. Ihre poetischen Werke haben keinen künstlerischen Wert. Aber ihr gesprochenes Wort konnte poetische Werte in sich tragen, konnte selbst solche auslösen. Die Rede erhielt

Schwung, Fluß, Schönheit. Diese Schönheit war bei Louise Michel keine gefuchte, sie stellte sich von selbst ein. Man fühlte sie. Sie sprang innerlich über. Darin begreift sich die große Wirkung, die diese Reden ausüben konnten.

Aber ich muß sagen, es wurde mir trotz alledem aus der Rede Louise Michels nichts Ganzes. So ganz sie sich auch in ihr ohne Rückhalt und Rücksicht gegeben hatte. Es blieb bei aller Entschiedenheit eine Schwankung darin. Ich habe Gründe dafür schon angedeutet. Das Gefühl hatte zuviel Einspruchsrecht, es hing zuviel vom Momentanen ab. Und dann, es ist wohl nicht unrecht, zu sagen, Louise Michel stand doch bis an ihr Lebendende im Banne der Zeit, die aus ihr gemacht hatte, was sie war. Sie hatte nicht eine klare, ausgetragene Überzeugung, die ihr die besondere Stellungnahme zu den Ereignissen der Kommune diktierte. Aus ihrem Fühlen heraus, oder doch vorwiegend aus ihrem Fühlen heraus, nahm sie Stellung zu ihnen. Und so blieb auch ihre spätere Weltanschauung im Grunde in der Zufälligkeit stecken. Das ist die Schwäche Louise Michels: sie hat etwas Zufälliges. Es war nicht Wachstum in ihr, das Wachstum aus einer allgemeinen Erkenntnis, aus einem ruhenden Ziel. Ihr Handeln war eine Kette, die jedes Glied an das Ganze schmiedete, das außerhalb von ihr war, an den Sozialismus, an den Anarchismus, ohne Unterscheidung, immer da, wo Freiheit und Befreiung, Menschenrecht und Menschlichkeit, Menschenwürde und der Haß gegen die Unterdrücker die Möglichkeit dazu gaben. Überall da, wo Revolution war. Sogar der Boulangismus schien ihr gut dazu. Dieser Irrtum konnte nur daraus entspringen, daß all ihr Tatgefühl, alles Wirkungsbedürfnis, all ihre Auffassung von politischem und sozialem Leben, alle Zukunft bei ihr verengert war durch diese eine Beziehung, die alles nährte und alles festhielt zugleich, diese Beziehung zum Anlaß und zur Grundursache ihrer Lebensgestaltung und -betätigung. Sozialismus und Anarchismus waren ihr im Grunde doch nur Mittel, nicht Zweck und Ziel. Aber darin zeigte sich wieder die gewaltige tätige Konsequenz ihres Lebens, daß sie sich ihnen, die ihr doch nur entgegenkamen, mit ganzer Seele, ohne jeden Rückhalt hingab. Sie ging auf in der Tat und fragte nicht nach den tieferen Beweggründen. Sie gab sich keine Rechenschaft über ihr psychologisches Woher, sie sah nur ihr praktisches Wohin. Und dies wurde ihre ganze Überzeugung, deren Nachträglichkeit ihr nicht zum Bewußtsein kam. Sie war auch Dilettant der Überzeugung. Aber ihr Glaube an sich baute dies seltsame und heroische Leben, das ihr so völlig recht gibt, daß sie so ausnahmsweise erscheinen läßt wie einen Genius der Umwälzung. Ihr Leben, ihre Erscheinung, ihr Alter, ihre Gebrechlichkeit, die wurden alle Mittel zu dieser Verfassung. Vor hundert Jahren noch war solchen Naturen Gewalt über Ereignisse, Zeiten und Völker gegeben, heute müssen die Völker erzogen werden, und das geht nicht plötzlich und mit äußerer Gewalt. Es war eine Konfession, wenn Louise Michel einer werdenden Entwicklung das Wort redete und sich für sie einsetzte, aber es blieb ihr kein anderer Ausweg. Unsere Zeit ist darin zu stark geworden. Es ist ihre einzige, aber eine gewaltige Stärke, die der geistigen Revolution, in der sie schon alles vorwärtsdrängende Leben vereinigt hat. Auch Louise Michel vereinigte sich darin mit unserer Zeit, aber sie stand dennoch außerhalb von ihr. Sie war ein Spätling, ihre Zeit war schon vorübergegangen. Das mindert nicht die höchste Anerkennung, die ihr Charakter verdient, den ihr Leben ehrt. Wilhelm Holzamer-Paris.

Der Kampf der Bergarbeiter im Ruhrrevier.

Im Gebiete des größten Kampfes zwischen Kapital und Arbeit, den Deutschland gesehen, herrscht Ruhe. Nicht die dumpfe Ruhe des Kirchhofs, die das Kind stumpfsinniger Sklavendemut oder einer schweren Niederlage ist. Nein, die freigewollte Ruhe entschlossener Kämpfer, die im Bewußtsein ihres Rechtes und ihrer Macht dem Siege unerschütterlich entgegenhoffen. Fest wie die Mauern, eine bescheidene Abschlagszahlung fordernd auf ihr Recht als Menschen, auf ihre Ansprüche als millionenschaffende Produzenten, so stehen die Ausständigen dem trotigen, prozigen Kohlenyndikat gegenüber. Fest, aber wie am ersten Kampftage zu Verhandlungen, zu einem ehrenvollen Frieden bereit. Jedoch nicht Frieden ist es, was die steinreichen Zechenbarone begehren. Bedingungslose Unterwerfung, demütiges Zurückweichen der Arbeiter unter das ungeminderte Joch ihrer Ausbeutung und Vernechtung, das ist das Ziel, das sie aufs innigste wünschen. Brutal haben sie die Vertretung der Gesamtheit abgewiesen, die zu Verhandlungen kam. Mit kaum verhülltem Hohn schickten sie die Regierungskommissare fort, welche eine Verständigung in die Wege leiten sollten.

Freilich: die Regierung des preussischen Staates, des Deutschen Reiches steift den Herren den Nacken. Das haben die Erklärungen des höchsten Regierungsbeamten kläglich erwiesen. Dem preussischen Landtag stellte zwar der lange Möller die Regierung in der Rolle einer freudwilligen Vermittlerin vor. Gleichzeitig aber riß er ihr die Maske der Unparteilichkeit und Arbeiterfreundlichkeit vom Gesicht. Denn der Kern seiner Ausführungen waren ergebnisse Versicherungen, die Staatsgewalt werde die „Freiheit der Arbeit“, das heißt die Insamie des Streikbruchs schützen. Der geistverlassenste aller preussischen Minister, Herr von Hammerstein, bekräftigte dies zum Trost jedes biederen Kapitalistenherzens durch die Erklärung, zum Schutze der Ordnung eventuell die „ordinäre“ Polizei durch extraordinäres Militäraufgebot zu verstärken.

Und im Reichstag, wo die gesetzgebenden und regierenden Sachwalter des Kapitals weniger unter sich sind als im

Dreiklassenparlament? Hier hatte Gué, wahrlich nicht als Sozialdemokrat, sondern als Bergarbeiter, die Berechtigung des Streiks als einer aufgezwungenen Notwehr, die Berechtigung der erhobenen Forderungen derer begründet, welche den „schwarzen Diamanten“ schürfen und fördern. Dem Kanzler des Reiches der Sozialreform aber widerfuhr das Pech, daß ihm seine geistigen Kammerdiener eine Antwort auf eine Rede vorbereitet hatten, die gar nicht gehalten worden war. Auf die inhaltsreichen Ausführungen mit Geschick zu erwidern, dazu reichte sein Wissen, seine Fähigkeit nicht aus. So gab er sich ungeschickt als der Kanzler eines Kapitalistenstaates, als der Kanzler der Kohlenherren. Nichts Besseres stellte er den Forderungen der Bergarbeiter entgegen als Drohungen, im Falle von Ruhestörungen die ganze Staatsgewalt gegen die Ausständigen einzusetzen; als Loblieder auf die Wohlfahrtsanstalten der Unternehmer — auf Kosten der Arbeiter und zu ihrer Fesselung und Knebelung; als die Aufforderung, die Streikenden sollten die Arbeit bedingungslos wieder aufnehmen und sich an den mageren Versprechungen begnügen lassen, ihre Beschwerden würden später geprüft werden. Herr Müller aber, der den Reichskanzler in seinem Reigen um das goldene Kalb des Grubenkapitals abblöste, ließ vor den Augen der streikenden Bergarbeiter ebenfalls nur vage Versprechungen spiegeln. Wiederholte Zwischenrufe von sozialdemokratischer Seite mußten ihm eine Ausrufung über das Verhalten der Grubenbarone abpressen. Eine Ausrufung, die ein schwächlich geäußertes Bedauern war, nicht eine kräftige Verurteilung.

Als politischer Geschäftsausschuß der besitzenden Klassen denkt die Regierung nicht daran, die Macht und das Recht zu nähern, die sie gegen die gemeinschaftlichen Kohlenbarone in die Waagschale werfen könnte. Der Staat ist der eigentliche Herr des Grund und Bodens, der die Kohlenschätze birgt. Die Zechenbesitzer sind nach Gesetz und Recht nur die konzesionierten Nutznießer, ihr Eigentumsrecht an den Gruben ist ein bedingtes, vom Staate gebudetes. Er kann die verliehenen Konzessionen zurücknehmen und die Gruben selbst ausbeuten, er kann das Recht zum Abbau von bestimmten Bedingungen abhängig machen, auch von Bedingungen zum Schutze der Arbeiter. Er kann noch vieles andere tun: die Tarifvergünstigungen für den Kohlentransport aufheben, Polizisten und Juristen statt zum Trutz zum Schutze der Ausständigen aufbieten usw.

Doch wie vermute ich es der preussische Staat, zu Nutz und Frommen der Bergarbeiter, der Allgemeinheit des deutschen Volkes, den Grubenherren die gepanzerte Faust statt des Sammetpfötchens entgegenzusetzen! Ist er nicht überführt, als Bergherr die schädlichsten Unternehmerpraktiken zur wirtschaftlichen Ausbeutung und politischen Verklawung der Bergarbeiter zu üben? Das beweisen offizielle Dokumente die Fälle, und der Krämmerprozess in Saarabien ist ein ragendes Denkmal der Schande. Die Regierung bleibt nur dem Wesen dieses Staates getreu, wenn sie ihre feitherrliche kapitalistenfürchtige Haltung durch eine „Lat“ krönt, welche eine blutige Verhöhnung der Arbeiter ist und ihre Ausbeutung bezweckt. Sie will in einigen Wochen eine Novelle zum preussischen Berggesetz einbringen. Welchen Forderungen der Bergarbeiter sie darin gerecht werden will, darüber liegen nur unverbindliche Äußerungen vor. Aber wenn die Novelle auch alle vollauf berechtigten Ansprüche erfüllte, was würde das besagen angesichts der ausschlaggebenden Tatsache, daß der preussische Landtag über sie entscheiden soll. Der preussische Landtag, diese bis ins tiefste Maal arbeitfeindliche Körperschaft, in welcher Mammon feigenblatlos regiert und die ausgebeuteten Klassen nicht einmal zu Worte kommen! Vor fünfzehn Jahren schon empfangen die Kohlengräber von der Regierung des „sozialen Königtums“ den Wechsel von Verheißungen wirksamen gesetzlichen Schutzes, einer durchgreifenden Reform ihrer Arbeitsverhältnisse. Ein halbes Menschenalter lang sah die Regierung zu, daß die Gesundheit, das Lebensglück, das Leben selbst vieler Zehntausender dem Profit des Grubenkapitals geopfert wurde. Nun, da die Gequälten und Getretenen selbst sich gegen ihre Hinopferung wehren, schickt sie sich an, den Wechsel zur Einlösung zu präsentieren, aber bei einer Firma, deren sozialreformistische Zahlungsunfähigkeit jedem bekannt ist. Das heißt Schindluder mit den Bergarbeitern treiben.

Die Sozialdemokratie hat im Reichstag in der trefflichen Rede Wollenbushs auf den Weg hingewiesen, der zu gesunden Verhältnissen in der Kohlenindustrie führt, der den Bergarbeitern eine menschenwürdige Existenz sichert. Es ist die Übernahme des Kohlenbergbaus durch das Deutsche Reich, es ist zunächst, sofort die Schaffung eines Reichsberggesetzes, das die unerfüllte Gewinnsucht und den Machtzettel der Zechenherren zügelt und die Bergarbeiter gegen die ärgste Vergewaltigung ihres Menschen- und Bürgerrechtes schützt. Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion hat den Antrag zu einem solchen Gesetz eingebracht, das den Forderungen der Ausständigen entspricht. Nun können die bürgerlichen Parteien durch die Lat bekunden, wie ernst und wie tief die Sympathien sind, die sie für die Ausständigen im Reichstag mit halbem Herzen und süßsaurer Miene bekant haben. Kein Mundspitzen tut es jetzt noch, es muß gepiffen werden. Jede Partei, welche die gesetzliche Festlegung von Reformen zugunsten der Bergarbeiter dem Reichstag abnehmen, dem preussischen Landtag zuschanden will, betätigt sich als Feind der tapferen Kämpfer im Ruhrrevier. Es ist kein vertrauens-erweckendes Anzeichen, daß die bürgerlichen Blätter als „rettende Lat“ die verwerfliche Komödie preisen, den preussischen Landtag als Schiedsrichter zwischen Grubenkapitalisten und Grubenflaven anzurufen.

Freilich brauchen die Bergarbeiter kaum noch über das tiefste Wesen der bürgerlichen Politiker belehrt zu werden. Der Streik

hat genügend Tatsachen gezeitigt, auf welcher Seite deren wahren Sympathien sind. Haben nicht Zentrum und Freisinnige Partei abgelehnt, offiziell zur materiellen Unterstützung der Ausständigen aufzufordern? Und dies obgleich das Zentrum zu dem Christlichen Gewerksverein, die Freisinnige Partei zu dem Christlichen Dunderschen Verein, die beide im Kampfe engagiert sind, genau in dem gleichen Verhältnis steht wie die Sozialdemokratie zu den freien Gewerkschaften. Am 29. Januar quittierte der Kassierer der Partei der „Glenden“ mehr als 90000 Mk. für die Streikenden, die „Frankfurter Zeitung“, das Organ millionenschwerer Demokraten und Reformen über 8000 Mk. Der Erzbischof von Köln spendete 1000, der Erzbischof von Breslau 3000 Mk., der Deutsche Metallarbeiterverband 60000 Mk., der Holzarbeiterverband 15000 Mk., der Maurerverband führt der Kriegsliste der Bergarbeiter jede Woche 20000 Mk. zu. Die Mitglieder der christlichen und der Christ-Dunderschen Organisation, die Parteigänger des Zentrums und des Freisinnigen werden in der Hauptsache mit den Groschen des sozialdemokratischen gestimmten Proletariats unterstützt. Und das aus dem Bewußtsein heraus, daß es eine selbstverständliche Pflicht gegenüber Klassenangehörigen, Brüdern zu erfüllen gilt, die sich dem gemeinsamen Feinde zur Abwehr entgegenstellen haben.

Was die Ausständigen anbelangt, so haben sie die plumpe Reformkomödie durchschaut, welche die regierenden Marionetten der Stinnes und Kompanie agieren. Ihre Vertretung, die Siebenerkommission, hat es schlanke abgelehnt, die Wiederaufnahme der Arbeit zu empfehlen. Umgekehrt hat sie zum mutvollen Ausharren in dem harten Kampfe aufgefordert. Wo sollte auch das Gekläne herkommen, als Taten die feberleichten Versprechungen einer Regierung zu werten, deren Behörden Sammlungen zugunsten der Streikenden verbieten, gesammelte Unterstützungsgelder beschlagnahmen und die Ausständigen dem wüsten Terrorismus der „Arbeitswilligen“ und Zechenwehren preisgeben? Die Bergarbeiter sind fest entschlossen, für ihr Recht weiterzukämpfen. Die glänzend betätigte Solidarität des deutschen, des internationalen Proletariats wird ihre Kriegsliste füllen, wird verhindern, daß sie sich bedingungslos unter die Diktatur einer strapellosten Ausbeuterklasse beugen müssen. Zu Schutz und Trutz in fester Disziplin zusammengeschlossen müssen sie siegen.

Aus der Bewegung.

Von der Agitation. Im Auftrag des Kreisvertrauensmannes für den Wahlkreis Kalbe-Afchersleben sprach Genossin Zieh daselbst anläßlich der Nachwahl in Staßfurt, Thale, Queblinburg, Afchersleben, Kalbe und Barb. Außerdem ergriff sie noch in einer gegnerischen Versammlung in Vorne das Wort. Hier war es der Referent der „Mittelstandspartei“, ein Berliner Schuhmachermeister, dessen Namen wir leider nicht verstanden, der sich einer unglaublichen Flegelerei gegen Genossin Zieh schuldig machte. Er erklärte, Frauen hätten sich nicht um Politik zu kümmern, er wolle sagen, was ihnen mehr fromme: Sie müßten nur hingehen und daselbe tun, was Singer seinen Arbeiterinnen geraten habe, als sie um höheren Lohn nachsuchten. — Ein lautes Pfui!, selbst aus den Reihen seiner Freunde, war die Antwort. (Man sieht, das alte Märchen gegen unseren Genossen Singer wird, obwohl selbst an Gerichtsstelle und sonst auch tausendmal widerlegt, immer noch wiedergeläut.) In Afchersleben trat ein Eisenbahnsekretär und in Barb. der dortige Oberlehrer Genossin Zieh entgegen. Beiden zu widerlegen, unter der jubelnden Zustimmung der Zuhörer, war der Referent ein leichtes. In fast allen Versammlungen wurden den politischen Vereinen Mitglieder, der Arbeiterpresse sowie der „Gleichheit“ Abonnenten gewonnen.

Volkversammlungen, in denen Genossin Zieh über die „Aufschiebung“ Deutschlands und über den Kampf der Arbeitgeber gegen die Arbeiterschaft referierte, fanden Mitte Januar statt in Flensburg, Sonderburg, Apenrade und Hadersleben. In den drei letzten Orten gewann die „Gleichheit“ die ersten Abonnenten, und zwar in Sonderburg 27; in Flensburg vermehrte sich die Zahl der bereits vorhandenen Lesertinnen.

In Eisenberg, wo kürzlich eine von 160 Frauen und Mädchen besuchte Versammlung stattfand, wurden der „Gleichheit“ die ersten 50 Abonnenten, circa 30 Mitglieder dem Porzellanarbeiterverband, sowie eine Anzahl Mitglieder dem sozialdemokratischen Verein zugeführt.

In Weinböhla und Elsterwerda sprach Genossin Wackwitz in der ersten Hälfte des Dezember über: „Die Bedeutung des Genossenschaftswesens für die Frau“ und „Die wirtschaftliche Lage der Frau und die Genossenschaft“. Beide Versammlungen waren gut besucht, besonders auch von Frauen. Die Referentin begründete ausführlich, welche materiellen Vorteile die Konsumgenossenschaft der Proletarierin als Hausfrau, Mutter und Arbeiterin bietet, wie erzieherisch sie auf ihren Gemeinschaftsinn, auf ihr Solidaritätsbewußtsein wirken müsse, welche Rechte und welchen Einfluß sie ihr einräume. Sie illustrierte ihre Ausführungen durch Hinweise auf die Leistungen der Genossenschaftsbewegung in England, Belgien, der Schweiz, wie diejenigen der Konsumvereine Leipzig-Plagwitz, Dresden usw. Besonders hob sie dabei den Wert der genossenschaftlichen Bäckerei hervor, die gute und vollgewichtige Ware liefere. Der Vortrag klang in der Aufforderung aus, die Frauen möchten in der Konsumvereinsbewegung ebenfalls ihre volle Schuldigkeit tun und sich insbesondere auch als rührige Agitatorinnen für sie betätigen. Mehrere Diskussionsredner unterstützten die Darlegungen der Referentin.

In beiden Versammlungen wurden Mitglieder für die Konsumgenossenschaft gewonnen.

M. W. Magdeburg. In einer am 4. Januar hier abgehaltenen Volksversammlung erstatteten die Delegierten der Magdeburger Genossen und Genossinnen Bericht vom preussischen Parteitag. Nach den Genossen Brandes und Vender nahm die Unterzeichnete als Delegierte der Frauen Magdeburgs das Wort. Sie wies besonders auf die erfolgreiche Tätigkeit der auf dem Parteitag anwesenden Genossinnen hin und betonte, wie wichtig die von ihnen eingereichten Anträge für die gesamte Partei und für die Entwicklung der proletarischen Frauenbewegung seien. — Eine lebhafteste Agitation soll unter den Frauen von Magdeburg und Umgebung dafür sorgen, daß Aufklärung über alle das weibliche Proletariat angehenden Fragen verbreitet und dieses immer mehr für den Sozialismus gewonnen wird.

Marie Schmieleski.

Spandau. Endlich sind auch die hiesigen Frauen des werktätigen Volkes zu der Erkenntnis gekommen, wie notwendig ihnen ist, sich zu organisieren. Im November letzten Jahres wurde ein Bildungsverein für Frauen und Mädchen der Arbeiterklasse gegründet, dem bereits 88 Mitglieder angehören. Der Verein hat bis jetzt drei Vortragsabende veranstaltet, an denen Genosse Kieger, Genossin Waader und Genossin Grünberg sprachen. Ihre Ausführungen sind mit regem Interesse entgegengenommen worden. Die übliche Polizei hat unserer Organisation bereits die bekannte liebevolle Aufmerksamkeit bewiesen. Sie forderte die Einreichung des Vereinsstatuts und der Mitgliederliste. Das Vereinsstatut wurde ihr zugestellt, die Mitgliederliste dagegen mit der Begründung verweigert, daß die Vorschriften des Vereinsgesetzes auf den Bildungsverein keine Anwendung fänden. Weitere Schritte sind seitdem von Seiten der Polizei nicht unternommen worden. — Neulich fand in Spandau eine von den bürgerlichen Frauenrechtlerinnen veranstaltete Versammlung statt, in der Frä. Dr. jur. Duenning über „Die Tätigkeit der Frau in der öffentlichen Waisenspflege“ sprach. Die Dame empfahl die Beteiligung der Frauen der „besseren Stände“ an der Waisenspflege. Genosse Kieger betonte demgegenüber, daß diese Forderung ein Ausfluß des bürgerlichen Klassenstandpunktes sei. Die proletarische Frau besitze so viel Intelligenz wie die Bourgeoisdame, ihr eigne aber sicherlich mehr Verständnis als dieser für die proletarischen Waisen. Sie habe daher das gleiche Recht wie jene auf die Mitwirkung an der öffentlichen Waisenspflege. Die Tätigkeit der Frauen in der kommunalen Waisen- und Armenpflege sei gewiß zu begrüßen, doch bedeute diese Reform nicht mehr als einen Tropfen auf einen heißen Stein. Es müsse daran erinnert werden, daß sogar dieser winzigen Reform von bürgerlicher Seite vielfach Teilnahmslosigkeit oder Spott und Hohn entgegengesetzt werde. Auch für sie trete nur die Sozialdemokratie konsequent und geschlossen ein. Eine wirklich kulturwidrige Erziehung der Waisen und der Jugend überhaupt werde erst möglich, wenn die Ausbeutung und Unterdrückung der Arbeiterklasse durch die besitzenden Klassen mit der Beseitigung der kapitalistischen Ordnung ein Ende nimmt. Hoffen wir, daß diese Auseinandersetzungen auch das ihrige dazu beigetragen haben, dem Sozialismus neue Anhängerinnen zu gewinnen.

Frau Kieger.

Mit der Schulfrage haben sich die Genossinnen von Berlin und Umgegend im letzten Vierteljahr in umfassender und gründlicher Weise beschäftigt, und das sowohl in ihren Bildungsvereinen wie in öffentlichen Versammlungen. Der „Verein für Frauen und Mädchen der Arbeiterklasse“ hatte einen Zyklus von vier Vorträgen veranstaltet, in denen die Schulfrage nach verschiedenen Seiten hin erörtert wurde. Genossin Zeppler behandelte in dem einleitenden Referat die Aufgabe der Schule im allgemeinen; Herr Dr. Penzig sprach über die Bestimmungsbildung in der Schule; Genosse Fr. Borchardt legte die Bedeutung der modernen Naturwissenschaft für die Erziehung klar; Genosse Dr. Jadel referierte über die Forderungen, welche vom Arzt und Hygieniker an die Schule gestellt werden müssen. In zwei großen öffentlichen Versammlungen referierte Genosse Robert Schmidt über „Die Frauen und die Schule“ und Genossin Hofmann über „Die Volksschule, wie sie ist und wie sie sein soll“. Die Genossinnen Zeppler und Hofmann und Genosse Vaage behandelten die Schulfrage in Versammlungen zu Steglitz, Baumshulenberg und Neu-Weißensee. In den Referaten wie in allen Diskussionsreden wurden vor allem zwei Forderungen in den Vordergrund gehoben. Die Schule muß von jedem religiösen Einfluß befreit werden; die Einheitschule muß an Stelle der Armenleutenschule treten. Durch die entfaltete planmäßige Agitation ist ein reicher, anregender Bildungstoff unter die proletarischen Frauen getragen worden, ein Bildungstoff, der ungemein wirkende Kraft für die Ideale der Sozialdemokratie besitzt. Tausenden von Frauen wurde klar, daß die bürgerliche Gesellschaft ihnen und ihren Kindern auf dem Gebiete der Bildung unendlich viel schuldig bleibt, daß auch hier die Sozialdemokratie die einzige treue Vertreterin ihrer Interessen ist. Sowohl zur Kritik der bürgerlichen Armenleutenschule, wie zur Begründung der sozialistischen Forderungen wurde ihnen ein reiches Tatsachenmaterial übermittelt. Das Vorgehen der Berliner Genossinnen verdient nicht bloß rühmend anerkannt, sondern vor allem nachgeahmt zu werden.

Eine Zeitschrift für die Interessen der jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen ist als Organ des Vereins der Lehrlinge und jugendlichen Arbeiter Berlins gegründet worden. Sie erscheint in einem Umfang von vier Seiten monatlich in Berlin und führt den Titel: „Die arbeitende Jugend“, Abonnementspreis 25 Pfennig vierteljährlich. Redakteur und Herausgeber ist der Vorsitzende der Organisation G. Lehmann. Die Zeitschrift

hat sich das schöne Ziel gesteckt, die jungen Proletarier zu „selbständig denkenden, furchtlos handelnden Menschen“ zu erziehen, welche das Heer ihrer kämpfenden Arbeitsbrüder verstärken. Sie will Aufklärung unter die jugendlichen Arbeiter tragen und sie für die Organisation gewinnen, welche Wissen und Macht gibt. Der Verein, dessen Organ sie ist, zählt trotz seines kurzen Bestehens bereits 500 Mitglieder. Ein guter Anfang, der energisch unterstützt werden muß, gibt es doch in Groß-Berlin 50000 jugendliche Arbeiter. In den Kreisen des Klassenbewußten Proletariats wird immer stärker das Bedürfnis empfunden, die Kinder, die Jugend dem verhängnisvollen Einfluß der bürgerlichen Ideewelt zu entreißen, sie mit dem hohen, reinen Gehalt der sozialistischen Weltanschauung zu erfüllen. Die Bestrebungen des „Vereins der Lehrlinge und jugendlichen Arbeiter“ und seiner Zeitschrift verdienen daher kräftige Unterstützung, und zwar auch besonders von Seiten der Genossinnen, der Frauen. Viele Tausende von Lehrlingen und jugendlichen Arbeiterinnen sind fast schutzlos aller Unbill der kapitalistischen Ausbeutung und der Unbildung, ja Verdummung preisgegeben, welche in der kapitalistischen Ordnung der Habenichtse Erbteil ist. Für ihren Schutz, ihre Aufklärung zu wirken, tut bitter not. Und jede proletarische Mutter müßte die Verpflichtung fühlen, Bestrebungen zu fördern, welche ihre Kinder aus widerstandslosen Sklaven des Kapitals in überzeugte, kraftvolle Kämpfer für das Recht, die Freiheit der Arbeit verwandeln. Dem neuen Organ des Klassenbewußten Proletariats herzlichste Wünsche für bestes Gedeihen!

Die Haltung der Frauen beim Bergarbeiterstreik. Die vorzügliche Haltung der Frauen ist einer der hervorstechendsten Jäger der „Kraftprobe“, welche den Kohlengräbern von ihren Ausbeutern aufgezwungen worden ist. Sie steht im Gegensatz zu den Erfahrungen bei früheren Umständen. Früher standen die Frauen den Kämpfen ihrer Männer, Söhne und Brüder als eine einsichtlose, ja feindliche Masse gegenüber. Jetzt dagegen verfolgen sie mit leidenschaftlichem Interesse alle Vorgänge des gewaltigen Kampfes der Grubenhörigen gegen ihre Herren und bringen ihm Verständnis und Sympathie entgegen. Sie begreifen, daß der streikende Bergmann auch für Weib und Kind kämpft, und daß daher Weib und Kind treu zu ihm halten, ihm den Kampf erleichtern müssen. In Scharen drängen sich die Arbeiterinnen zu den Frauenversammlungen und scheuen meilenweite Wege nicht, um ihnen beizuwohnen. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgen sie den Ausführungen über die Ursachen und die Berechtigung des Streiks, und fast in allen Versammlungen fordern Frauen in schlichten, aber eindringlichen Worten zum Ausstehen im Kampfe, zur Unterstützung der Kämpfenden auf.

Die bürgerliche Welt verfolgt die Stellungnahme der Frauen zum Zustand mit sichtlichem Mißbehagen, ja mit offener Feindseligkeit. Das lassen die Berichte der bürgerlichen Presse erkennen. Die Behörden ihrerseits ergreifen jeden Vorwand, um Frauenversammlungen zu verbieten oder aufzulösen. Die Führer der christlichen Organisationen sollen ihnen ablehnend gegenüberstehen, so meldet wenigstens die „Kölnische Zeitung“. Sollte das zutreffen und vielleicht damit zusammenhängen, daß nur Sozialdemokratinnen aufklärend, zur Ruhe, aber zur Festigkeit mahnend unter die kämpfenden Massen gehen, daß für die Sache der geschundenen Bergarbeiter keine der sieben Damen eintritt, die voriges Jahr in Essen am Kongress der Christlichen teilnahmen? Die Tätigkeit der Genossinnen, das Erwachen der Frauen liegt im Interesse der kämpfenden Bergarbeiter, vermehrt die Aussichten ihres Sieges. Unangenehm kann es nur den profitwütigen Jechenherren sein und allen, die ihre offenen oder heimlichen Bundesgenossen sind.

Wir freuen uns doppelt der Anteilnahme der proletarischen Frauen an dem Kampfe. Ist sie doch mit in hervorragendem Maße der regen Agitation zu verdanken, welche die proletarische Frauenbewegung in den letzten Jahren in Westfalen entfaltet hat. Wenn sie zunächst auch nur einen verhältnismäßig kleinen Kreis von Arbeiterinnen direkt erfaßt hat, indirekt hat sie auf die breitesten Frauenmassen gewirkt. Sie hat vor allem einen Stamm von Genossinnen gesammelt und geschult, die sich mit Aufopferung den schweren Aufgaben des Augenblicks widmen. Allen voran unsere tapfere, unermüdete Genossin Plum-Essen, die das Kampfgebiet in allen Richtungen durchquert und überall die Frauen zur Pflichterfüllung aufruft, ihnen klarlegt, daß sie nicht nur die Opfer und Leiden des Kampfes tragen, sondern auch die Männer der Organisation zuführen müssen. Als Gattin eines Proletariats, der die Grube befährt, ist sie vertraut mit allen Mühen und Tücken der kapitalistischen Ausbeutung, mit allem Elend der Grubenklaven, und sie hat den Weg erkannt, der die Ausbeuteten zu Freiheit und Menschenrecht führt. Sie findet das rechte Wort, das den Geist überzeugt, das Herz entflammt, den Willen stärkt. An vielen Tagen hält sie zwei Frauenversammlungen nacheinander ab, in der Zeit vom 22. bis 29. war sie nicht weniger als zehnmal Referentin. Und überall waren die Versammlungen überfüllt, in Dorbeck mußten neulich infolge des Andranges vier Frauen ohnmächtig aus dem Saale gebracht werden. Überall gelangen einstimmig, mit Begeisterung Sympathieresolutionen für die Ausständigen zur Annahme, welche zum Ausschalten in geschlossenen Reihen und zur Organisation auffordern. Hoffnungsreicher Mut, ruhige Siegeszuversicht besetzt Weib wie Mann. Die wackeren Arbeiterinnen des Ruhrreviers dürfen überzeugt sein, daß die sozialdemokratischen Frauen ganz Deutschlands sich eins mit ihnen fühlen und daß sie freudigen Herzens ihre ganze Kraft einsetzen, um den ringenden Brüdern zum Siege zu verhelfen.

Politische Rundschau.

Unter dem Bann zweier großer Ereignisse steht das politische Leben in Deutschland: Der Niesenstreik der Ruhrbergleute und der Ausbruch der großen russischen Revolution wirkt gleichmäßig ein auf Regierung und Volk, auf Unternehmer und Arbeiter, auf die Sozialdemokratie und ihre Gegner in allen bürgerlichen Parteien.

Die Einigkeit der verschiedenen Bergarbeiterorganisationen in der Formulierung und Betreibung ihrer bergmännischen Forderungen hat allen bürgerlichen Parteien bis auf die verhärtetsten Junkerliquen und die Handlanger der Grubenbarone eine arbeiterfreundliche Haltung aufgezwungen. Die Regierung verschloß sich erst stumpfsinnig den Lehren der Zeit. Herr Möller quittierte für den abweisenden Fußtritt der Sonditatsproben damit, daß er demütig den Kopf in den Sand steckte und erklärte, die Vogelstrauchpolitik sei in solchen Tagen ein Gebot tiefgründiger staatsmännischer Weisheit. Graf Bülow aber in der bekannten Pose des Heldenvaters, der sich auf eine hübsche Rolle präpariert hat, tragierte den Sozialisten die Hände und steifte den Grubentyrannen den Rücken durch Zusicherung von Gendarmen und Militär. Das war am Freitag. Am Sonntag trachten die Salven der Zarenschergen auf ein wehrloses Volk. Aus dem schuldlos vergossenen Blut der Tausenden von Männern und Frauen und Kindern, die gläubig der sozialen Mission des Kaisertums vertraut hatten, loderte die Flamme der Revolution im weiten Russenreiche empor. Auch dem blödesten Auge wurde es klar, was dabei herauskommt, wenn eine Regierung sich darauf verleiht, auf Wajonnetten zu sitzen. Graf Bülow und Herr Möller revidierten schleunigst ihre Haltung wohlwollender Neutralität gegenüber dem Unternehmertum. Sie kündigten, um jeder Konkurrenz der Sozialdemokraten im Reiche den Wind aus den Segeln zu nehmen, für Preussens Geldsackvertretung ein Nothberggesetz an, das einige Tropfen lindernden Balsams den ausständigen Arbeitern — verspricht. Preussische Versprechungen! Man kennt sie zur Genüge seit den Versprechungsverheißungen in der Zeit der Not von 1819, deren Erfüllung erst die Märzrevolution von 1848 erzwingen mußte.

Die Arbeiter werden ausstehen im zähen Kampfe, bis sie Taten sehen, befriedigende Taten. Die Sozialdemokratie wird weiter wirken im Reichstag, unbeirrt durch das Bülowgeföhle und die Beschwichtigungsmüllereien.

Des inneren Zusammenhanges wegen sei gleich an dieser Stelle verzeichnet, daß in Belgien ein Kohlenarbeiterstreik ausgebrochen ist, der die Wechselwirkung der Kulturvölker aufeinander zutage treten läßt. Der durch den Streik in Deutschland bedingte starke Abfluß der belgischen Kohlenvorräte hat den Bergleuten die Möglichkeit eröffnet, mit Aussicht auf Erfolg in eine lange ersehnte Lohnbewegung einzutreten. Dieser Streik wie der deutsche wird wiederum am wirkungskräftigsten dadurch gefördert werden, wenn die Kohlenverschiffung aus England und die verstärkte Förderung in den dortigen Gruben inhibiert wird. Das ist Sache der englischen Bergleute.

Und weiter ziehen die großen Ereignisse ihre Wellenkreise.

Am 24. Januar hat in Kalbe-Aischerleben unser Genosse Albrecht in der Stichwahl den Sieg errungen mit großer Mehrheit. Gegen die Hauptwahl am 12. Januar hat er 2700 Stimmen gewonnen. Daß wir siegen würden, das waren wir gewiß, die wir den Wahlkampf mitgekämpft und die Verhältnisse durchgeprüft hatten, aber daß der Sieg so entschieden ausfallen würde, war doch überraschend. Woher kam der Ausschlag? Zwischen dem 12. und 24. Januar kam der Ausbruch des Bergmannstreiks wie der russischen Revolution. Das wühlte die Geister auf; das stärkte den Klassenkämpfern des Proletariats den Mut; das frischte die Siegeszuversicht auf in aller Herzen.

Unser sozialdemokratisches Schiff segelt am besten im Sturm.

Darin liegt das Geheimnis des großen Wahlsieges von 1903, darin auch das des Nachwahlsieges vom 24. Januar 1905. Darin auch die Erklärung für die verhältnismäßige Abflaumung der Bewegung bei den Nachwahlen zwischendurch. Kleinmütige Seelen hatten darin eine Bekätigung ihrer eigenen Politik gefunden. Frohlockend haben sie gerufen: Ja, das kommt davon! Das kommt von Dresden! Nur Verfohnlichkeit erwidert uns Zuwachs aus den Reihen der Indifferenten. Nur Entgegenkommen erhält uns die Begünstigung reformbegieriger Elemente aus dem besser gekleideten Bürgertum. Nur der Verzicht auf alle rauhen Töne sichert uns den gewinnenden Eindruck der Anständigkeit!

Nun, kaum jemals waren unsere Reden so rauh im Ton, kaum jemals so durchglüht von dem Feuer revolutionärer Leidenschaft wie unter dem überwältigenden Eindruck der welterschütternden Ereignisse in den entscheidenden Tagen des Januar. Das geht dem Volke zu Herzen, das rüttelt die Geister wach, und die Wirkung prägte sich zahlenmäßig aus in dem Wahlsresultat. Vorwärts geht unsere Bewegung immerdar, niemals zurück. Aber die höchste Leistung erreichen wir stets nur dann, wenn die Zeitumstände dem innersten revolutionären Kern unserer Bewegung auch äußerlich entsprechen. Die entscheidenden Siege erlängten wir im Sturm, Windstille hemmt unsern Kurs. Aber es läßt auf den Verzicht auf den Sieg hinans, wenn wir dem Rat der Faumacher gemäß unsere Segelordnung völlig auf Flaue revidierten.

Gewerkschaftliche Rundschau.

Das Gewerkschaftsleben der letzten Wochen wird vollständig vom Bergarbeiterstreik im Ruhrgebiet beherrscht, der alle anderen Kämpfe weit in den Hintergrund treten läßt.

Wir sind hier der Pflicht enthoben, irgend welche Mitteilungen darüber zu machen, da das ausführlich an anderer Stelle des Blattes geschieht.

Gegen den Kost- und Logiszwang machen die daran besonders interessierten Gewerkschaften mobil, 16 an der Zahl, darunter der Verband der Blumen-, Blätter- und Federarbeiterinnen. Es geschieht dies durch eine Broschüre, die in einzelnen Abschnitten dieses kulturfeindlichen Entlohnungssystem in seinem hemmenden Einfluß auf die wirtschaftliche, geistige, politische und religiöse Selbständigkeit der Arbeiter und Arbeiterinnen und die Bestrebungen zur Hebung ihrer sozialen Lage trefflich schildert und die Beseitigung des Kost- und Logiszwanges fordert. Es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß gerade gewerbliche Arbeiterinnen, und zwar nicht nur in der Blumen- und Federbranche, noch unter diesem mittelalterlichen Lohnsystem beschäftigt werden. Das bedeutet für sie außer den schon angeführten sozialen Schädigungen auch noch sittliche Gefahren. Deshalb müssen die Arbeiterinnen auch dieser gewerkschaftlichen Aktion ihre Aufmerksamkeit und Unterstützung schenken.

Der Textilarbeiterverband hatte wieder eine ganze Anzahl örtlicher Differenzen, die zum Teil auch mit Vorteilen für die Arbeiter und Arbeiterinnen endeten, wie zum Beispiel in Rosheim. In kurioser Art ist eine Firma in Kassel bei der Suche nach Arbeitswilligen hereingefallen. Ihr Vertreter fuhr nach Einbeck und ging von Haus zu Haus, um dort Weber anzuwerben. Als ihm dies gelungen war, lud er die neugewonnenen Arbeitskräfte abends zu einem kleinen Schmaus ein. Die bittere Erfahrung kam nach. Nachdem die Arbeiter gegessen und getrunken hatten, folgten sie einer Einladung zu einer Versammlung, woselbst ihnen nahegelegt wurde, daß bei der Firma, die sie angeworben hatte, die Kollegen streikten. Der Arbeitswilligen-agent mußte in der Folge dieser Aufklärung allein nach Kassel ziehen. — Neben der betäubenden Erscheinung, daß der Verband in vergangenen Jahre um 2500 Mitglieder abgenommen hat, können wir die höchst erfreuliche Tatsache konstatieren, daß dieser Verlust einzig auf Konto der männlichen Mitglieder zu setzen ist; die weiblichen Mitglieder nahmen sogar um 1000 zu! Ein außerordentliches günstiges Zeichen für die fortschreitende Erkenntnis der Klassenlage unter den Textilarbeiterinnen.

Dem Tabakarbeiterverband ist es gelungen, in einem Hauptzweig des Gewerbes, in der Zigarettenfabrikation, mit dem Organisationsgedanken Eingang in größeren Kreisen der Arbeiterschaft zu finden. In Dresden, dem Hauptsitz der Zigarettenfabrikation, ist die Agitation von gutem Erfolg begleitet gewesen. Vielleicht hat dazu auch der kürzlich mit Erfolg beendete Streik der Zigarettenkartonnagenarbeiterinnen mit beigetragen. In Halberstadt haben sich nach 2wöchigen Streik der Tabakarbeiter und -arbeiterinnen nunmehr die Unternehmer mit diesen geeinigt; die Zugeständnisse sind jedoch minimale.

Dagegen erfocht das Personal einer Kartonnagenfabrik in Kempten i. V. einen vollen Sieg, es schlug die Arbeitszeitverlängerung ab und erhielt einen Lohnzuschlag. Das Verhalten der Arbeiterinnen verdient dabei alle Anerkennung, alle, 16 an der Zahl, traten in den Ausstand, während von den Arbeitern einige stehen blieben.

Die Hutmacher der Seidenhut- und Klapphuthutbranche haben den Unternehmern eine Tarifvorlage unterbreitet. Wir vermessen in den aufgestellten Forderungen leider solche zugunsten der Arbeiterinnen. Unseres Wissens sind doch auch in dieser Branche Arbeiterinnen beschäftigt, weshalb es nicht mehr wie recht und billig wäre, sie bei den kollektiven Arbeitsverträgen mitzubedenken. Durch das Eintreten für ihre Interessen agitiert man am wirksamsten unter den Arbeiterinnen für den Gewerkschaftsgedanken.

Der Verband der Fabrik- und Hilfsarbeiter errang einen guten Erfolg für das Personal einer Schleudiger Papierfabrik. Den 50 organisierten Arbeitern und Arbeiterinnen wurde von der Fabrikleitung anbefohlen, aus dem Verbandsverbande auszutreten. Als der Prinzipal jedoch sah, daß das Personal lieber seinen Betrieb als den Verband verlassen wollte, gab er nach. Die Arbeiterinnen konnten sogar bei der Gelegenheit noch eine Lohnerhöhung durchsetzen.

Wie unendlich viel die Gewerkschaftsorganisation noch unter den Arbeiterinnen der Wäschebranche zu tun hat, um das Klassenbewußtsein zu wecken, das trat in bengalischer Beleuchtung bei den Reden zutage, die auf einem Herrenfestessen gehalten wurden, das der Verein Berliner Wäscheherren zur Feier seines fünfundsiebzigjährigen Bestehens sich leistete. Von der Entwicklung dieser Industrie aus ihren kleinsten Anfängen bis zu ihrer heutigen Bedeutung auf dem Weltmarkt wurde da erbaulich geredet und von „der sprichwörtlich gewordenen Anhänglichkeit und Treue der großen Arbeiterschaft zu ihren Arbeitgebern“ usw. Anders steht dagegen das Idyll aus, wenn die Angaben des Festredners kritisch betrachtet werden; daß die Industrie 25 000 Personen beschäftigt, meist weibliche, und jährlich zehn Millionen an Arbeitslöhnen bezahle. Zehn Millionen Arbeitslohn für 25000 Personen macht pro Person 400 Mark jährlich. Zieht man die in der gesamten Lohnsumme stöckenden höheren Gehälter der Zuschneider, Direktrinnen usw. ab, so dürfte sich das Einkommen der Arbeiterin wohl noch im Durchschnitt um 50 bis 100 Mark verringern. Da wird es verständlich, daß der Festredner die „sprichwörtlich gewordene Anhänglichkeit und Treue der Arbeiterinnen zu ihren Arbeitgebern“ sentimental feierte. Die Arbeiterinnen wären aber jedenfalls besser daran, wenn sie sich das gespendete Lob nicht erworben hätten, denn dann wären ihre Löhne sicherlich nicht solch schandmäßige. Mit Pudeltreue und Demut kommen die Proletarier nicht weiter, gelangen sie insbesondere

nicht zu höheren Löhnen, wenigstens nicht als aufrechte Menschen. Für höhere Löhne aber können die Arbeiterinnen gern den Toast eines kapitalistischen Festredners missen. #

Notizenteil.

Vom italienischen Gewerkschaftskongress.

Der allgemeine Kongress der italienischen Gewerkschaften in Genua, der vom 8. bis 11. Januar abgehalten worden ist (der letzte hat im Jahre 1900 stattgefunden), wird durch die Bedeutung seiner Beschlüsse einen hervorragenden Platz in der Geschichte der italienischen Arbeiterbewegung einnehmen. Er hat insbesondere erwiesen, daß in Italien die Gewerkschaften ihren revolutionären Endzielgedanken und ihre intransigente Taktik rein erhalten haben, so daß sie der politischen Bewegung nicht wie anderwärts als opportunistisch zurückhaltendes, sondern als vorwärtstreibendes Element gegenüberstehen. Die bedeutendsten Beschlüsse waren folgende: Nach einer lebhaften Diskussion, die sich über die Stellungnahme der gewerkschaftlich organisierten Arbeiterschaft zur sozialen Gesetzgebung entwickelte, wurde mit 52 gegen 8 Stimmen eine von der sehr kleinen Minderheit der Anarchisten ausgehende Resolution abgelehnt, welche die soziale Gesetzgebung im Klassenstaat schlechthin verwarf. Zur Annahme gelangte dafür eine Resolution der Sozialisten, welche diese soziale Gesetzgebung „als ein Mittel zur Hebung der Arbeiterklasse“ anerkennt, womit denn gleichzeitig auch die Auffassung der italienischen Revisionisten, die soziale Gesetzgebung sei ein Mittel zur Eroberung des Klassenstaats selber, als eine lächerliche Verkennung der tatsächlichen treibenden Elemente im Klassenkampf preisgegeben wurde. Fernerhin sprach sich der Kongress für die kräftige Betreibung einzelner bestimmter Reformen aus, wie der Milderung bezw. Abschaffung des ausbeuterischen Zwischenhändler- und Vermietertwesens in der Feldarbeit der Sachengänger, sowie Einführung der Sonntagsruhe u. a. m. — Der zweite wichtige Punkt der Verhandlungen betraf die genaue Regelung des Verhältnisses zwischen den vereinigten lokalen Gewerkschaftsverbänden (Arbeiterkammern) und den zentralen Gewerkschaftsverbänden in einzelnen Gewerkschaften (Föderationen). Hier wurde vor allem der wichtige Entscheid getroffen, daß kein lokaler Verband fortan ohne Einwilligung des Zentralverbandes mehr in den Ausstand treten darf. Auf diese Weise hofft man, die leichtfertigen Streiks zu verringern und gleichzeitig die Zahl der siegreichen Streiks vermehren zu können. Der dritte Beschluß von Wichtigkeit endlich ist die Annahme einer von unseren Genossen der radikalen Parteirichtung ausgehenden Resolution, welche befiehlt, daß, wenn die Organe des Staates (Polizei und Militär) in dem Kampfe zwischen Kapital und Arbeit je wieder mit brutaler Gewalt eingreifen sollten, der Generalstreik als einziges Gegenmittel anzuerkennen sei. Die Minderheit wollte ihn zwar ebenfalls als eine unentbehrliche Waffe im politischen Kampfe ausdrücklich anerkannt wissen, aber über seine Anwendbarkeit von Fall zu Fall entschieden und ihn also nicht auf bestimmte Situationen ohne weiteres festgelegt haben. Dieser Standpunkt bedarf um so notwendiger einer klaren Feststellung auch an dieser Stelle, als in unserer Presse merkwürdigerweise vielfach die irrümliche Ansicht vertreten wird, als ob nach dem Generalstreik vom September innerhalb unserer italienischen Bruderpartei und der italienischen Gewerkschaften irgend eine prinzipielle Gegnerschaft gegen die Anwendung dieser echt proletarischen Waffe Platz gegriffen hätte.

Die Frauen nahmen am Kongress einen sehr lebhaften Anteil. Unter den weiblichen Delegierten traten besonders die Genossinnen Maria Ruggier (von der Union in Mailand), sowie Ines Vitelli (Lehrerin, von der Arbeiterkammer in Bologna) als Rednerinnen hervor. Insbesondere Maria Ruggier, der die ehrenvolle Aufgabe zuteil wurde, die größte Arbeiterkammer in ganz Italien zu vertreten (die Mailänder mit über 25000 Mitgliedern), wußte den Kongress mehrmals durch längere, von lautem Beifall unterbrochene Ausführungen zu fesseln. Sie vertrat vor allen Dingen die Notwendigkeit des revolutionären Klassenbewußtseins im Proletariat, hob die große pädagogische Kraft der Arbeiterkammern hervor, erklärte sich für den Fall politischer Provokation für den Generalstreik und stellte den Antrag, den Genossen die Anteilnahme an der staatlichen Einrichtung des Ufficio del lavoro (statistisches Amt), welches einem Ministerium angegliedert ist, zu verbieten, ein Antrag, welcher zwar die Mehrheit der Stimmen der organisierten Arbeiter, nicht aber die der anderen Delegierten erhielt und deshalb von einer knappen Mehrheit abgewiesen wurde. Maria Ruggier war mit den Genossen Angiolo Cabrini, Rinaldo Rigola und Ettore Reina zweifellos die hervorragendste Figur auf dem italienischen Gewerkschaftskongress. R. M.

Soziale Gesetzgebung.

Das Ergebnis der sozialen Gesetzgebung im Deutschen Reich im Jahre 1904 ist ein schmachvoll geringes. Das Kinderschutzgesetz, das am 1. Februar 1904 in Kraft trat, und das trotz schwerster Mängel einen grundsätzlich bedeutsamen Fortschritt darstellt — die Ausdehnung des gesetzlichen Arbeiterschutzes auf die Heimarbeiter —, ist nicht auf sein Konto zu setzen. Es wurde früher geschaffen. Das einzige größere Gesetz, das im Vorjahre zustande kam, ist das über die Kaufmannsgerichte. Welch schlimme Gebrechen ihm anhaften, wie schände insbesondere die bürgerlichen Gesetzgeber durch Vorenthaltung des Frauenwahlrechtes die Interessen der weiblichen Handlungsangestellten geopfert haben, das ist den

Referenten bekannt. Der hohe Bundesrat hat den denkbar bescheidensten Gebrauch von seiner Befugnis gemacht, durch Verordnungen zum Schutze der Arbeiter und Arbeiterinnen die kapitalistische Ausbeutungsgewalt zu beschränken. Er hat sich damit begnügt, die Konfektionsverordnung vom 31. Mai 1897 am 17. Februar auf die Werkstätten für Einzelherstellung von Frauen- und Kinderkleidern, für die Bearbeitung und den Ausputz von Hüten, für die Anfertigung und Bearbeitung von weißer und bunter Wäsche auszudehnen. Dadurch werden auch die den Schuhbestimmungen der §§ 135 bis 139 und 139 b der Gewerbeordnung unterstellt (elbständiger Maximalarbeits-tag, Arbeitschluß um 5 1/2 Uhr an den Sonnabenden und Vorabenden von Feiertagen, Verbot der Nacharbeit, Schlußfrist für Wöchnerinnen usw.). Leider hat sich der preussische Handelsminister Möller beeilt, diesen kleinen Fortschritt zu verbässern. Durch seinen Ausführungsbescheid vom 21. Mai hat er die in Betracht kommenden Gewerbetreibenden geradezu angereizt, die Überzeitarbeit auch auf die Sonnabende zu verlegen. Er hat sich damit in Widerspruch zu der siebenjährigen Praxis der Verwaltungs- und Gewerbeaufsichtsbehörden, sowie der Gerichte gesetzt. Aber was tut's! Da § 6 Absatz 1 der Konfektionsverordnung von 1897 die von dem Minister hereininterpretierte Auffassung nicht klipp und klar ausschließt, hat er recht behalten und die profitwütigen Unternehmer mit ihm. Sie nützen ausgiebig die Möglichkeit, die Sonnabende länger mit Beschlag zu belegen, als die allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen dies festsetzen. Damit ist vielen Tausenden von Arbeitern, zumal aber von Arbeiterinnen das bisherige Sonntagsruhe illusorisch gemacht worden. Von den sozialreformistischen Taten der deutschen Einzelregierungen ist ebenfalls wenig zu berichten. Die Zahl der Gewerbeaufsichtsbeamten wurde in einigen Staaten vermehrt. Die sächsische Regierung bequeme sich endlich dazu, weibliche Hilfsbeamte der Fabrikinspektion anzustellen. In Württemberg und Baden erfolgte die Anstellung von Ärzten als Gewerbeaufsichtsbeamte. Unter die Beiräte der Zentralstelle für Gewerbe und Handel in Württemberg wurden laut Verfügung des Ministeriums des Innern vier Arbeiter gewählt. In einigen Städten erfolgte die Hinzuziehung der Arbeiter zur Baukontrolle. Das deutsche Proletariat bedarf keines großen Sackes, um das sozialreformistische Ergebnis von 1904 zu bergen. Schärfste Anklage muß es vor allem gegen die gesetzgebenden und herrschenden Gewalten erheben, daß sie den Werttätigen zwei besonders dringliche Reformen vorenthalten haben: die gesetzliche Verkürzung der täglichen Arbeitszeit, wenn auch zunächst nur auf zehn Stunden, und die Sicherstellung der Koalitionsfreiheit. Wie die seither errungenen kleinen Fortschritte, so wird die Arbeiterklasse auch die größeren Reformen durch ihren politischen und gewerkschaftlichen Kampf erringen.

Frauenarbeit auf dem Gebiet der Industrie, des Handels und Verkehrswezens.

Über den Umfang der Frauenarbeit in Indien enthält die Volks- und Berufszählung vom 1. März 1901 sehr interessante Zahlen, welche die starke Beteiligung des weiblichen Geschlechts an der Erwerbstätigkeit, am Kampfe um den Lebensunterhalt erweisen. Von der gesamten Bevölkerung Indiens, die 294,4 Millionen betrug, waren 138,8 Millionen Personen erwerbstätig, das sind 47 Prozent. Weibliche Erwerbstätige wurden 43 046 902 gezählt, je 45 auf 100 männliche. Die meisten Frauen sind in der Landwirtschaft, in der Nahrungsmittel- und Textilindustrie, sowie bei ungelernter Arbeit beschäftigt. In Indien entwickelt sich sehr rasch die moderne, kapitalistisch ausgebeutete Industrie und zieht die Frau als Lohnknechtin in ihren Bannkreis. So tritt neben das millionenköpfige Heer der Landarbeiterinnen ein schnell anschwellendes weibliches Industrie- und Verkehrsproletariat.

Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen.

Dem Viede von den Hungerlöhnen der Arbeiterinnen und Arbeiter fügen die folgenden Zahlen einen neuen Vers hinzu. In der Papierfabrik in Kriebitztal bei Waldheim werden Familienväter mit Stundenverdiensten von 15 bis 17 Pfennig abgepeist. Das natürliche, als daß durch diese Entlohnung die Frau zur Erwerbsarbeit aufgepeitscht wird, auch wenn sie reichlich im Heime mit der Führung der Hausgeschäfte und der Pflege der Kinder zu tun hat! Der Besitzer der Papierfabrik, Herr Riethammer, wacht als sächsischer Landtagsabgeordneter darüber, daß die Sozialdemokraten nicht die Familie zerstören und durch Aufrichtung des Zukunfts-Zuchthausstaats Kinder der Fürsorge der Eltern entreißen und dem Lofe der unglückseligen Strampel-Annie überantworten, Eugen Richters Tochter seligen Andenkens. Der nette Eindruck, den Waldheim macht, läßt kaum die Armut vermuten, welche hier die kapitalistische Ausbeutung des Volkes heraufbeschwört. Erwerbs- und Lebensverhältnisse sind ganz besonders für die Heimarbeiterinnen der Tabakindustrie traurig. Sie müssen sich vielfach mit Wochenlöhnen von 5 bis 7 Mark begnügen. Auch wenn diese Groschen nur einen Zuschuß zu dem Einkommen des Mannes bilden, ist die Lebensweise eine gesundheits- und kulturwidrige, da die meisten Familien kinderreich sind. Die Zigarrenmacherinnen in Gartha sind hinsichtlich ihrer Entlohnung und ihrer Existenzverhältnisse um keinen Deut besser daran. Aber den Reform in punkto Ausbeutetwerden schlagen unstreitig die Heimarbeiterinnen der letzteren Stadt, welche mit dem Einfassen von Filzpantoffeln, Schuhen und Stiefeln beschäftigt sind. Sie verdienen im buchstäblichsten Sinne des Wortes Bettel-

pfennige. Fast mit Neid dürfen sie nach dem Verdienst der Hochstuhlflechterinnen schauen, ebenfalls Heimarbeiterinnen, von denen manche im Vierteljahr nicht mehr als 21 bis 24 Mark erwerben. Und dabei müssen meist die Kinder tüchtig mithelfen, damit dieser „horrende“ Lohn erzielt wird. In Deutschland hat bekanntlich der Arbeitende eine auskömmliche und bis ins hohe Alter gesicherte Existenz. Wer's nicht glaubt, zählt einen Taler. M. W.

Frauenstimmrecht.

Die Forderung des Frauenwahlrechtes befürwortete auf dem Parteitag der preussischen Sozialdemokratie der Referent über die Frage des Landtagswahlrechtes, Genosse Ledebour, überzeugend mit den nachstehenden trefflichen Ausführungen: „Wir fordern, daß Männer und Frauen das Wahlrecht in gleicher Weise haben sollen. Preußen und Deutschland sind in bezug auf die Schätzung der Frau die rückständigsten Staaten der Welt. In keinem Kulturstaat, in keinem Parlament wäre es sonst möglich, daß ein Minister sich erlauben könnte, in öffentlicher Versammlung ein polizeilich drangsalirtes Weib in solcher Weise zu beschimpfen, wie es bei uns geschehen ist. (Lebhafte Zustimmung.) Im Reichstag wäre über einen solchen Menschen ein Sturm der Entrüstung ausgebrochen, der seine Wirkung auch auf die anderen Anwesenden nicht verfehlt hätte. Im preussischen Landtag aber blieb alles still. Die Junker haben geschwiegen; das Zentrum, die Nationalliberalen und auch die Freisinnigen haben nicht einmal durch einen impulsiven Zuruf protestiert. Das Zentrum hätte sich doch an den Zuruf, mit dem Ballestrem einmal Bismarck gegenübertrat, an jenes „Pfui“ erinnern können, das die einzige Ruhmestat im Leben des Reichspräsidenten gewesen ist, seitdem ist er in Untertänigkeit erstorben. In parteigenössischen Kreisen trifft man manchmal auf Anschauungen, daß es etwas unvorsichtig wäre, wollten wir den Frauen das Wahlrecht geben. Auf die jetzt wieder auftauchende Behauptung, daß die Frau nicht bloß politisch rückständig, sondern im allgemeinen geistig niedriger stehend sei als der Mann, brauche ich nicht einzugehen, denn ich glaube nicht, daß sie Parteigenossen aufstellen. Es ist nun zweifellos richtig, daß die deutsche Frau für das öffentliche Leben und die Betätigung daran besonders rückständig ist, und nur gering ist die Zahl der Frauen in der bürgerlichen Gesellschaft, die sich ins öffentliche Leben begeben haben, die sich bemühen, für größeres Frauenrecht zu kämpfen. Nicht einmal das allgemeine Wahlrecht wollen viele Frauenrechtlerinnen, sie wollen es nur für die reichen Frauen. Es mag zugegeben werden, daß zunächst, wenn die Frauen das allgemeine Wahlrecht erhalten, eine weit größere Anzahl von Proletarierinnen gegen als für uns stimmen wird, so daß wir eine Anzahl Siege verlieren können. Aber selbst dann müßten wir, ohne mit der Wimper zu zucken, bei jeder Wahlrechtsforderung, die wir erheben, die Erteilung des Wahlrechtes an die Frauen fordern. Genau so hat die Sozialdemokratie, als sie noch in den Kinderschuhen steckte, das allgemeine Wahlrecht für die Männer gefordert, obwohl sie wußte, daß es ihr zunächst nicht zugute kommen würde. Ich habe die feste Überzeugung, daß das Wahlrecht in sehr kurzer Zeit seinen erzieherischen Einfluß auf die Frauen ausüben wird. Man braucht gar nicht auf Australien und einzelne Staaten Nordamerikas hinzuweisen, wo die Frauen daselbst das Wahlrecht wie die Männer haben. Es genügt, an die interessanten Ausführungen des Genossen Haase zu erinnern, der aus eigener Anschauung sagte, daß in Ostpreußen die Frauen der Landarbeiter weit tatkräftiger, opferwilliger, revolutionärer wären als die Männer. Auch in Italien spielen gerade die Frauen in der Landarbeiterbewegung eine hervorragende Rolle. Wo man auch nach Beweisen sucht, man findet sie dafür, daß die Frauen für das öffentliche Leben mindestens so begabt, so befähigt, so berechtigt wie die Männer sind. (Lebhafte Zustimmung.) Genossen, die anders denken, haben die Geschickalen der historischen Entwicklung noch nicht abgestreift, oder sie haben in allernächster Nähe schlimme Erfahrungen mit den Frauen gemacht. (Heiterkeit und Zustimmung.) Es gibt auch Männer, die sehr rückständig sind. (Lebhafte Zustimmung.) Die Forderung des Frauenwahlrechtes scheidet uns von allen bürgerlichen Parteien.“

Quittung.

Seit Anfang November gingen bei der Unterzeichneten für den Agitationsfonds der Genossinnen ein: Magdeburg durch Genossin Bönnig 30 Mark, durch Genossin Heeren 9,80 Mark; Kreis Nieder-Barnim 10 Mark; Köliner Genossinnen durch Genossin Zeise 20 Mark; zur Agitation in Düsseldorf 6 Mark; Breslau Überschuß vom Kassalle-Kranz durch Genossin Ida Kaiser 29,50 Mark; Ottenfen Nachtrag 5 Mark; Berlin von Genossen R. 10,20 Mark, durch Genossin Kolloff 16,15 Mark, durch Genossin Zucht 5,60 Mark, durch Genossin Jacob 14 Mark; Augsburg durch Genossin Greisenberg 19,95 Mark; Zeitow-Beestow von den Genossen 40 Mark; Hattungen durch Genossin Bechstein gesammelt auf einer Geburtstagsfeier 2,20 Mark; Reichenbach i. V. durch Genossin Böckrig 31 Mark. Summa: 249,40 Mark.

Danlend quittiert:

Ottilie Baader, Berlin S 53, Blücherstr. 49, Hof II.

Zur Notiz. Raummangels halber mußte der Artikel „Die weibliche Gewerbeaufsicht“, von G. Wurm, II., zurückgestellt werden, ebenso können mehrere Berichte erst in Nr. 4 erscheinen.

Die Schmerzreichen.

Von Ida Negt.*

Ein lautes, jammervolles Klagen drang
Zu mir, wie vieler Wogen wilder Klang.

Aus weiter Ferne kam es zu mir her,
Als trüg's auf weißem Wellenschäum das Meer;

Tief aus dem Boden stieg es himmelwärts,
Aus Mutter Erdens riesengroßem Herz;

Die ganze Welt schien voll davon zu sein,
Die Luft ringsum, mein einsam Kämmerlein;

Mit Schatten drang es ein und Sturmeswehn,
Vor Angst und Schrecken glaub' ich zu vergehn;

Und jene Stimme, die im Sturmwind sprach,
Klingt ewig mir in tiefster Seele nach.

„Das Kind empfangen freudlos wir, verzagt,
Das Mütter träumend schau'n in Lilienpracht.

Im Schoße trugen wir die Kreatur
Mit Müh' und Hunger, Angst und Sorge nur.

In Kammern ohne Luft, hoch unterm Dach,
Im Reisfeld, wo Malaria lauend lag;

In Fluren, wo voll grauer Majestät
Die Pellagra mit irren Augen geht,

An Orten voller Sklaverei und Not,
Wo wir um Kraft und Mut gesiebt zu Gott

Und uns, erliegend, nur ein Flehn durchbebt:
„Nimm uns das Kind, o Gott, noch eh es lebt —.“

„In krankem Mutterschoße trugen wir
Armsel'ge Wesen, nur zum Weinen hier.

Das Blut aus unsern Adern, matt, verbläht,
Erhielten sie, und unsrer Ketten Last.

Oern wären wir am Tag für sie bereit;
Doch ist der Tag kurz, lang die Arbeitszeit;

Der Lebensunterhalt hält uns mit Krallen fest,
Indes die Strafe uns das Kind verderben läßt.

Uns Müttern drückt nur Sorge das Gemüt,
An roßgen Wiegen singen wir kein Lied;

Sing du, damit die Welt zum Mitleid auf sich rafft
Von dieser Marterqual der Mutterschaft! . . .

„Du, die mit der gefallenen Brüder Blut
Du schreibst, befehlst von der Empörer Blut;

Du, deren Kühnheit Trotz dem Schicksal bot,
Besing den Schmerz, der stärker als der Tod.

Erinnre dich, erinnre dich; solch Leid
Trug deine Mutter in vergangner Zeit.

Erinnre dich, erinnre dich; dein Schrei
Gleich dem des Vogels aus dem Waldneest sei;

Dem Volke gleich, das einbricht in die Schlacht,
Der Flamme gleich, die einen Wald entfacht;

Kein Heil gibt's, ruf der Welt er zu voll Kraft,
Wenn so erniedrigt ist die Mutterschaft! . . .“

Sie schwiegen, — doch wie unterm Himmelsdom,
Dem sternlosen, braust ein wilder Strom,

So stürmisch rauschend noch die Luft durchdrang
Der Klagen und der Seufzer Widerklang.

O, solange noch in schwachem, ird'schem Kleid
Mein Innerstes erglüht bei fremdem Leid,

Bei jedem Pulsschlag düst'rer Lebensqual,
In Gegenwart und Zukunft, überall

Hör' ich der Klagen endloses Geseh'n,
Der Schwesterseelen unerhörtes Flehn.

Und immer tönt im Herzen mir der Schrei,
Doll Vorwurf und Verzweiflung: Steh uns bei! . . .

Im Armenhause.

Von Ida Christen.

(Schluß.)

„Die kennen mich seit fünfzehn Jahren, Hochwürden,
manche sogar noch länger. Da ganz unten sitzt eine,
die ist oft zu mir gekommen um einen Löffel Suppe, wie
ich noch mit meinem seligen Mann unser eigenes Ge-
schäft geführt hab', alle kennen sie mich in dem ganzen
Hause. Manche hat mich die ersten fünf Jahre ge-
mieden, weil ich nimmer in die Kirche gegangen bin und
verschworen habe, mein Lebtag nimmer zu gehen, und
weil Ihr Vorgänger immer und immer wieder auf
meine Gotteslästerei zurückgegriffen hat. Wie aber Sie
in unser Haus gekommen sind vor zehn Jahren, und
wie Sie mich ruhig meinen eigenen Weg haben gehen
lassen, da haben auch die dummen Weibskente einsehen

gelernt, daß es nicht gar so weit her war mit meiner
Gotteslästerei. Sie, hochwürdiger Herr, hätten gewiß
nicht wie der andere von der Kanzel heruntergerufen:
„Eine Gotteslästerin gehört nicht in den Tempel des
Herrn!“ Sie hätten meine Rede so genommen, wie sie
geredet war . . . Ich war alle meine Tage nicht
dummkäufisch, war immer zu flink mit der Zunge,
war alleweil frischweg und gehöre heute noch nicht zu
den Stillsten; weiß ich alles, Hochwürden . . . Alles.
Aber sehen Sie, derjenige, der damals so hart gegen
mich war, der liegt seit zehn Jahren draußen, wo mein
Sohn liegt, mich aber hat unser Herrgott aufgespart für
den Freudentag, den ich heut erlebe, heute, wo mich mein
Enkel aus dem Armenhaus in sein Haus führt für den
Rest meines Lebens. Ich brauche heut nimmer in die
Kirche zu gehen, aus der ich einmal hinausgewiesen
worden bin, ich gehe irgendwo in eine ganz neugebaute
Kirche, wo ich sicher bin, daß noch kein armes Menschen-
herz so unüberlegte Worte gesagt hat wie ich damals.“ . . .

„Frau Weiß, Sie haben da fünfzehn Jahre eine Heim-
stätte gehabt, ich war Ihnen ein ehrlicher Freund und
Berater jederzeit, können Sie das alles vergessen und
fast feindselig von uns und dem Hause reden? Gar so
viel Gutes haben Sie bis nun von Ihrem Enkel nicht
empfangen,“ sagte der Priester ernst und verweisend.

Wie wenn sie einen Schlag erhalten hätte, so fuhr
die Frau bei den letzten Worten nach ihrer Wange, nach
ihrem Herzen, dann richtete sie sich jäh auf, so daß sie
in ihrer ganzen Höhe vor dem Priester stand, und über
seinen Kopf hinweg, gleichsam als ob sie zu einer Ver-
sammlung spräche, sagte sie gedämpft mit schweren Worten:

„Ihnen habe ich etwas zu danken, niemand sonst. In
dem Hause sind wir alle mit dem guten Recht und für
unser gutes Geld. Ich habe fünfundsiebzehn Jahre schwere
Steuern gezahlt und alle meine Sippschaft auch, seit
fünfzehn Jahren hat man der alten Bürgerfrau da ein
Bett und einen Kasten gegeben und ein paar Kreuzer
alle Tag, war das geschenkt? War das eine Gnade?
Sie tun da alle so, als ob es das wäre, ich hab' alleweil
„nein“ gesagt, freilich hat mich der selige Herr Pfarrer
auch darum einen rebellischen Kopf geheißt. Wo wäre
ich, wenn ich nicht so gewesen wäre — zehntausendmal
zu Grunde gegangen, denn das Bettelbrot ist gar ein
saurer, hartes Brot, gekostet habe ich es für den, an den
Sie mich jetzt gemahnt haben, für meinen Enkel.“ . . .

Erstöpft hielt die Frau inne, und der starke, gewalt-
tätige Zug, der auf dem groben Gesichte hervorgetreten
war, milderte sich wieder, als sie in das vorwurfsvolle
Greisenantlitz schaute.

„Ich wollte Ihnen nicht weh tun durch das, was ich
sagte, Sie denken nun einmal anders als andere Leute
Ihresgleichen,“ und er wies wieder versteckt auf die an-
deren Frauen. „Bedenken Sie nur, wenn Ihr Enkel
nicht käme und Sie müßten doch bis an Ihr Lebensende
bei uns bleiben . . . Es ist kein Verlaß auf den Mann.“

„Er kommt, Hochwürden, o, da habe ich ja seinen Brief,
er kommt gewiß. . . . Und wenn er nicht kommen täte,
so ginge ich doch nicht in eure Kirche und dächte nicht
anders, als ich denke. Wenn das eine Sünde ist, so
fahre ich damit in die Grube und will sie schon verant-
worten vor einem gerechten Gott. Gebüßt . . . ist sie
vielleicht schon durch all das Herzleid, das mir der be-
reitet hat.“

Die letzten Worte kamen recht mühsam über die Lippen,
sie lehnte sich in den Stuhl zurück, erfaßte die Hand des
Priesters, zeigte zu dem Knabenbild hinauf und sagte
dann leise:

„Ich habe ein gutes Gedächtnis, so alt ich bin. Meinem
Mann und meinen Töchtern schloß ich den Deckel über
der Totentruhe zu, dann bin ich abgerackert und mühs-
selig da hereingekommen, damit ich meinem einzigen Sohn
nicht eine Last in seinem Hausstand war. Dann ist die
Unglücksfugel geflogen kommen, und bald darauf habe
ich auch seinem jungen Weibe die Augen zugebrückt . . .
das frische Blümchen hat das allererste Gewitter zu-
sammengeschlagen, ich, der alte Baum, ich habe ausge-
halten, ich war schon gewöhnt daran . . . Sein Kind,
der Bub, der damals noch nicht zehn Jahre alt war, und
ich, wir zwei sind ganz allein geblieben . . . Und ich,
eine rechtschaffene Bürgerfrau, ich habe das Pfluggeld
für den Buben mit meinen Bettelkreuzern bezahlt. Tag
und Nacht habe ich gestrickt, sonst können hilflose Leute,
wie ich bin, nichts tun, und habe mir die Vissen Brot
. . . ja ja, Brot, vom Munde abgespart, damit sie der
Bub zu seiner Milch gehabt hat . . . Freilich hat er
dann höher hinaus wollen, wie er größer geworden ist,
und anstatt bei seinem Handwerk zu bleiben und mich
zu unterstützen, ist er davongelaufen und Soldat geworden,
hat mich in Angst und Unruhe gelassen, hat mir nicht
geschrieben, hat niemand zu mir geschickt und mir kein
Leid erspart . . . Aber jetzt, Hochwürden,“ sagte sie laut
und frohlockend, „jetzt hat er ein reiches, schönes Weib,
und ein gutes Geschäft, und ein großes Haus drunten

in Italien, und jetzt hat er mir geschrieben und holt seine
Großmutter mit einem Wagen aus dem Armenhaus ab.
. . . . Jetzt beweist er, daß er in seiner Jugend einmal
etwas Unüberlegtes gethan hat, wie ich in meinem Alter
noch“ . . .

„Aber er kommt spät,“ meinte doppeltinnig der Priester,
indem er nach seiner Uhr sah.

„Nicht zu spät, Hochwürden,“ lächelte die Frau. Sie
beugte sich herab, preßte ihre Lippen auf die Hand des
Mannes und sagte demütig-dankbar:

„Ihnen danke ich tausendmal für jedes gute Wort,
tausend und tausendmal!“ . . .

Der Priester erhob sich, wies noch einmal mit einem
bittenden Blicke auf die Kirche, welche man durch das
Fenster sah, dann schaute er traurig auf die Alte nieder,
die gesenkten Hauptes dastand. Bedeutsam legte er seine
Hand auf ihren Scheitel . . . wartete noch . . . und
ging dann schweigend und langsam der Türe zu. Wo
er vorüberschritt, knickten die alten Frauen, daß ihnen die
Haubkrausen in die runzeligen Stirnen fielen, und sie
trippelten hinter ihm her bis in die kleine Kirche, deren
Glocke den greisen Priester und seine alte Gemeinde zu
dem Abendsegen rief.

Niemand war in der langen Stube geblieben als die
alte Frau, die nachdenklich-regungslos auf ihrem Stuhl
saß. Nach einer Weile erhob sie sich, nahm die Zeichnung
von der Wand, wollte sie zu dem Bündel legen, befaß
sich aber und trat damit an das Fenster. Sie legte das
Bild vor sich auf das Gesimse und schaute hinaus in
das hastige Flockengewimmel. Schatten der Dämmerung
glitten über ihr grobes Gesicht, und es war, als ob sie
immer älter und verfallener würde, je schärfer ihr Auge
hinauspähte in die weiße Landschaft, die weit hinter den
niedereren Häusern lag.

Der Rauch kräuselte sich schwarz empor zwischen dem
lautlosen Flockengetriebe, und auf den schneebedeckten
Tannen neben der Mauer hingen, wie dunkle Bündel,
ein paar kreischende Raben. Die Alte aber schaute weiter
hinaus . . . viel weiter . . . hinaus über die Häuser,
über die Bäume, durch die Flocken und durch den schwarzen
Rauch . . . Alles das war für sie klar und durchsichtig
wie dünne Schleier . . . und hinter diesen Schleieren
tauchte alles Erlebte auf, da regte sich die Vergangen-
heit . . . da streckte ihr Glück und ihr Leid die Arme
herüber . . . da lagen ihre Toten . . . und nur sie sah
da herüber mütterseelenallein, arm und alt . . .

Jetzt tönten die kurzen Laute des Glöckchens aus der
Kirche herauf, mechanisch bekreuzte sich die Alte, ohne
das Auge von den leichtbeeiften Scheiben zu wenden.
Es wurde immer lautloser und grauer um sie . . .
Unten in den niederen Häusern flammten allmählich die
Lichter auf, quer durch ihr Fenster aber fiel ein Strahl
des ersten Öllämpchens, das schon in dem Garten brannte.
Der schmale, zuckende Lichtfaden beleuchtete das Kinder-
bildnis, sie nahm es auf und schaute lange in das
lachende Gesicht des Knaben . . . Aber . . . da zitterte
und rieselte es plötzlich in allen den Falten und Runzeln,
das harte Antlitz wurde weich und ängstlich, der zahn-
lose Mund hefte, das weiße Haupt neigte sich tiefer und
tiefer, bis die Lippen das Bild berührten . . . bis die
Wange sich wie an ein weiches Kissen an das kalte Glas
schmiegte . . . Leise, ganz leise, als ob sie sich vor der
Stimme, die solches auszusprechen wagt, fürchtete, flüsterte
sie bitterlich aufweinend:

„Wenn er nicht käme.“ . . .

Und wie die Alte so dort neben dem Fenster lauerte,
wie nichts als ihr unterdrücktes, hilfloses, angstvolles
Schluchzen zu hören war, da schritt durch den schnee-
bedeckten Garten, über die sandbestreute knisternde Treppe,
über den weißen Gang, durch die lange Stube eine
schlanke Männergestalt, lautlos stand sie neben der Greisin
. . . hielt den Atem an und legte endlich sachte die Hand
auf ihren Arm.

„Großmutter!“

„Jesus Maria! Bub!“ . . .

Die matten Arme legten sich fest um den jungen Nacken,
das weiße Haupt sank auf die breite junge Brust, und
die Vergangenheit war wieder tot . . .

Wie ein Kind führte der Mann die Greisin an seiner
Hand, trug ihr Bündel und blieb immer wieder stehen,
damit sie sein Gesicht genau sehen konnte.

„Dein Vater . . . Dein ganzer Vater!“ . . . murmelte
sie ein über das andere Mal.

Der Abendsegen war zu Ende, teilnahmslos gingen
die alten Leute an dem Paare vorüber, nur hier und
da nickte irgendeiner ihnen im Vorbeitrippeln zu. Jetzt
waren sie an der Kirche. . . . Der Enkel zog ehrfürchtig
seine Mütze und frug:

„Willst du da nicht Abschied nehmen, Großmutter?“

„Nein!“ . . .